Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 32 Marburg i. H., den 10. August 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Geistige Gesundheit — Die Bartholomäusnacht. Erste Hälfte — Freundschaftsarbeit der britischen und deutschen Kirchen — Vom Wege. Tagebuchblätter aus Marokko. Drittes Stück — Marokko — Harnacks Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Pfarrers Carl Jatho in Köln — Verschiedenes: West-Marokko deutsch! (Claß); Dürer und die Reformation (Heidrich); Schriften über Staat und Kirche (Weinel, Köhler, Kahl); Kleine Mtteilungen — Anzeigen

Geistige Gesundheit

Willst du gesund werden? Joh. 5, 6.

Wenn wir den Versuch unternehmen, Jemandem darzulegen, weshalb wir einen Menschen für geistig gesund halten, wenden wir die nämlichen Gesetze an, die wir zuerst im Blick auf das leibliche Leben erprobt haben. Es ist wirklich so, daß es auch in der geistigen Welt etwas wie Naturgesetze gibt. Der englische Naturforscher Drummond, der über dieses Thema ein feines Büchlein geschrieben hat, wird sicherlich Recht behalten. Wie ein Mensch dann körperlich wohlauf ist, wenn alle Organe seines Leibes richtig funktionieren, so sind wir auch geistig gesund, wenn unser seelisches Leben seinen normalen Gang geht. Unser Geist will und muß erkennen. Es ist ganz in der Ordnung, wenn sich die Menschen ihre Gedanken über die Natur, die sie umgibt, und über sich selbst, in deren Innerem sich die Welt spiegeln will, machen. Die Furcht vor der Wissenschaft, namentlich vor der Naturwissenschaft, die in manchen christlichen Kreisen herrscht, ist ein Krankheitssymptom. Für einen gesunden Christenmenschen darf es keine Wahrheit geben, die er nicht zu sehen und anzuerkennen wagte. Als Pythagoras, von der Beobachtung ausgehend, daß $9 + 16 = 25$ sei, den nach ihm benannten Lehrsatz gefunden hatte, brachte er im Ueberschwall seiner Freude ein Opfer von hundert Ochsen dar. Seitdem — so hat Hegel sarkastisch bemerkt — zittern die Ochsen, sobald eine neue Wahrheit gefunden wird. Wir Christen dürften nicht nur zögernd und halb verschämt ehrlich erarbeiteten Erkenntnissen zustimmen, wir müßten die Ersten sein, die sich über jede Erweiterung der Grenzen unseres Wissens freuen. Wir müßten die ersten Dankopfer darbringen, wenn uns Gott einen Schritt hat tun lassen auf dem Wege zur Beherrschung und Untertänigmachung dieser Welt. Ein Freund hat mir einmal ein Buch geschenkt und als Widmung das stolze Wort unsres großen Philosophen hineingeschrieben: „Ein gesundes Herz hat noch den Mut Wahrheit zu verlangen." Damit hat er mich und sich geehrt.

Es ist mir immer leid gewesen, wenn ich beobachtete, wie bei Christen gewisse Gefühle weniger ausgebildet waren als bei den sogenannten Ungläubigen. Was segelt heute nicht noch alles unter der Flagge „Christliche Kunst", das doch ästhetisch durchaus minderwertig ist. Ich habe vor einiger Zeit eine Menge von Abbildungen „christlicher" Anstalten angesehen. Das war wirklich eine Sammlung künstlerischer Geschmacklosigkeiten. Ist das ein Zeichen von geistiger Gesundheit? Die Christenheit des Festlandes wird gegenwärtig überschwemmt von geistlichen Liedern, die von England importiert oder den methodistischen Gesängen des Auslandes nachgedichtet werden. Die kerngesunden Lieder eines Luther, Gerhardt und Tersteegen mit ihren kräftigen, volkstümlichen Weisen werden von den sogenannten „Reichsliedern" mit ihren süßlichen und weichlichen Melodien verdrängt, und wenn bei uns echte Dichter aufstehen, die von dem Suchen und Finden ihrer Seele in Worten reden, die im Herzen geboren sind, dann läßt sie die große Menge der Frommen in der Einsamkeit ihre Lieder singen und denkt nicht daran einzustimmen. Ist das gesund?

Wo entfaltet sich in der Gegenwart die höchste Energie des Willens? Für welche Arbeiten werden die Kräfte mobil gemacht und die großen Mittel aufgewendet? Zumeist für ganz andere Ziele als für die Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes. Bei den Christen aber funktioniert der Wille zur Tat nur matt. Das ist die verkehrte Welt! Bei **uns** müßte der brennendste Eifer und die hinreißendste Willenskraft zu finden sein. Das wäre gesund!

Als der Pädagoge Salzmann in seinem „Ameisenbüchlein" die wichtigsten Forderungen zusammenstellte, die von einem guten Erzieher erfüllt werden müßten, da begann er: „Sei gesund!" Wir Christen sind die berufenen Erzieher der Menschheit. Unser Meister fragt uns: „Willst du gesund werden?" Wahrhaftig, kein Anderer war so durch und durch gesund wie er und von Keinem gehen mächtigere Genesungskräfte aus für uns und unsre Brüder.

C G

Die Bartholomäusnacht

1572

1. Die Hauptpersönlichkeiten. 2. Die Lage seit 1570. Das alte Problem: vorbedacht oder nicht? 3. Das Attentat auf Coligny am 22. August. 4. Der Entschluß der Königin und die Vorbereitungen. 5. Die Nacht des 23/24. August. 6. Ausgänge. Urteil über die Tat und ihre Folgen.

Unendlich viel ist über die Bartholomäusnacht geschrieben worden, und immer noch sind Fragen übrig geblieben über den Zusammenhang und die Vorgeschichte dieses grauenhaftesten Ereignisses der neueren Geschichte wie über die Einzelheiten in seinem Verlauf. Ich möchte versuchen, in aller Kürze ein Bild davon zu geben, wie es sich mir auf Grund eingehenderer Studien ergeben hat. Ich erhebe nicht den Anspruch, große neue Aufschlüsse zu geben; aber ich kann vielleicht manche einzelne Züge wie auch das Urteil über die ganze Sache selbst in dem und jenem Punkt klarer bestimmen, als es bisher geschehen ist.

1

Wir stehen in der Zeit der französischen Religionskriege, in der Regierung König **Karls** IX. und seiner Mutter Katharina. Er ist schon der zweite ihrer Söhne, der ihrem Gatten, Heinrich II., gefolgt ist. Mit 10 Jahren war er 1560 seinem Bruder

Franz II. gefolgt, zunächst ganz unter der Vormundschaft seiner Mutter, seit 1563 für volljährig erklärt, aber bis zu seinem Tod 1574 ganz unselbständig. wie sich seine Schwester Margarethe ausdrückt, alle Zeit seiner Mutter „sehr gehorsam“, geistig unbedeutend, körperlich von Haus aus schwächlich, wie alle Söhne Heinrichs II., aber durch Uebung und leidenschaftliche Betätigung ein vorzüglicher Reiter und verwegener Jäger. Die Regierung liegt vollständig in den Händen seiner Mutter.

Aus dem florentinischen Hause der Medici stammend, von ihrem Gatten schmählich auf die Seite geschoben, hat sich Katharina nach Heinrichs II. Tode rasch ihren Platz erobert und nach Franzens II. Tod die Regierung gesichert. Inmitten der religiösen und politischen Parteien steht sie da nicht als eigentliche Herrscherin, in erster Linie immer nur auf die Erhaltung ihrer und ihrer Söhne Herrschaft bedacht, religiös gänzlich gleichgültig, in der Wahl ihrer Mittel nie bedenklich, aber doch auch hier im Grunde allem Radikalen eher abgeneigt, mehr schmiegsam als gewaltsam, Meisterin der Intrigue und der Verstellung, in Lagen, die große Entschlüsse verlangen, schwankend und unsicher, zu Halbheiten geneigt, mehr darauf bedacht, sich durchzulavieren, als sich große Ziele zu setzen, die mit ganzer Kraft erfaßt werden müssen. Nur einmal im Grund hat sie sich von dieser Bahn abtreiben lassen und als vollendete Schülerin ihres Landsmannes Macchiavell erweisen wollen, eben in der Bartholomäusnacht, und gerade hier hat sie sich mehr in weiblicher Furcht treiben lassen und sich über die furchtbare Tragweite ihrer Tat völlig getäuscht: was sie und ihren Sohn in einem einzigen, unvergleichlich günstigen Augenblick für immer von aller Not befreien und ihr und ihm die unbestrittene Herrschaft geben sollte, das ist der Anfang der furchtbarsten neuen Verwirrungen und Kämpfe geworden und hat mit den Grund zum Untergang ihres Hauses gelegt.

Neben ihr steht ihr dritter, jetzt zweiter Sohn, ihr ausgesprochener Liebling, Heinrich von Anjou, der spätere Heinrich III., wie sein Bruder ohne alle großen Züge, aber nicht wie er, ein Freund wilder körperlicher Uebung, sondern zierlich und niedlich in seinem ganzen Wesen, der Held der Mode am Hofe, schwankend zwischen dem Taumel exzentrischer religiöser Gefühle und Uebungen und frivolem und schamlosem Leben, aber überall dabei, wo es galt, leichte Erfolge zu ernten, viel mehr als seine Mutter geneigt, mit dem Mittel des Meuchelmords zum Ziel zu kommen und so seine Herrschaft durchzusetzen.

Unter den Männern und Familien des Hochadels, die ganz und gar auf Seiten der alten Kirche stehen, ragt das Haus der lothringischen Guise durchaus an erster Stelle hervor. Ihr einstiges glänzendes Haupt, Herzog Franz, der erste Soldat Frankreichs, der unter Franz II. und in den Anfängen Karls IX. zusammen mit seinem Bruder, dem Kardinal Karl, Erzbischof von Reims, die französische Politik im spanischen Fahrwasser gehalten, die rücksichtsloseste Ausrottung der Hugenotten betrieben und dadurch, schließlich vor allem durch das schreckliche Blutbad von Vassy am 1. März 1562 den ersten Religionskrieg herbeigeführt hatte, war in diesem Krieg bei der Belagerung von Orléans durch einen vermeintlichen hugenottischen Ueberläufer aus dem Hinterhalt erschossen worden. Aber sein Sohn Heinrich war bald an seine Stelle getreten, wie der Vater eine glänzende Erscheinung, maßlos in seinem Haß gegen alles Hugenottische, mit seiner ganzen Familie, vor allem seiner Mutter, der jetzigen Herzogin von Nemours, seinem Oheim, dem Herzog von Aumale und seinem Schwager, dem Herzog von Nevers, erfüllt von dem Verlangen, an dem Blutrache üben zu können, in dem sie, mit völligem Unrecht, den eigentlichen Schuldigen am Tode des Gatten und Bruders sahen, Coligny.

Gaspard von Coligny, Herr von Châtillon, der Admiral von Frankreich (d. h. Chef des Küsten- und Seewesens der Normandie und Pikardie) und damit der Inhaber eines der obersten Kronämter, ist die größte männliche Gestalt des französischen Calvinismus. Mit der feinen Bildung des Grandseigneur, der heldenhaften Tapferkeit des geborenen Soldaten, der Kühnheit und Besonnenheit des Feldherrn und Politikers verband er zumal seit seiner Zuwendung zum Protestantismus, die nach mehrjähriger Entwicklung 1560 abgeschlossen war, den hohen sittlichen und religiösen Ernst der sicheren, in sich geschlossenen Persönlichkeit. Ein Zauber unvergleichlicher Art geht von ihm aus und hätte ihn von Anfang an zum selbstverständlichen politischen und militärischen Führer der Hugenotten gemacht, wenn nicht in dem haltlosen König Anton von Navarra und seinem Bruder Ludwig von Condé Prinzen königlichen Blutes aus dem bourbonischen Zweig des capetingischen Hauses vorhanden gewesen wären, denen die Leitung durch ihre Geburt zufiel. Aber jetzt waren beide vom Schauplatz abgetreten. König Anton, seit 1561 wieder auf die Seite der alten Kirche zurückgetreten, war im ersten Religionskrieg gefallen (1562), Condé im dritten (1569) meuchlerisch erschossen worden. Ihre Söhne, König Heinrich von Navarra und Prinz Heinrich von Condé, waren noch zu jung, und so war jetzt Coligny das unbestrittene Haupt der Partei. Er hatte soeben im dritten Krieg durch seine kühne und zähe Kriegführung alle ihre Verluste ausgeglichen und so schließlich die Königin zur Beendigung des aussichtslosen Kampfes gezwungen: am 8. August 1570 war das Friedensedikt ergangen, das im wesentlichen die Bedingungen der letzten Friedensschlüsse wiederherstellte. Wiederum hatte in diesem Krieg die Organisation der Hugenotten eine gewaltige Macht erwiesen, ihre Städte, zumal im Süden und Westen, als ebensoviele Waffenplätze, ihr zahlreicher Adel als die immer fertigen Cadres eines Heeres, das dem königlichen nur wenig an Stärke nachstand und sich ebenso wie dieses leicht durch deutsche „Reitres“ ergänzen konnte.

2

Und nun war nach diesem Friedensschluß ein Umschwung eingetreten, der den Hugenotten die größten Aussichten eröffnete. Seit dem Frieden von Câteau-Cambrésis 1559, der sein jahrzehntelanges Ringen mit dem übermächtigen habsburgischen Weltreich beendigt hatte, war Frankreich im Schlepptau der spanischen Politik gefahren. Auch die brutalsten Vergewaltigungen, die ihm mitten im Frieden widerfahren waren, hatten daran nichts geändert. Jetzt endlich schien sich aus politischen wie persönlichen Gründen ein Umschwung zu vollziehen. Man entwand sich Spanien und näherte sich England, mit dem schließlich im Frühjahr 1572 ein Bündnis zu Stande kam. Auch die Guise, die eigentlichen Träger des spanischen Bündnisses und der Ausrottungspolitik gegen die Hugenotten, fielen in Ungnade, und dafür kam unter dem jüngeren Montmorency die sogenannte dritte Partei empor, die die Gedanken des großen Kanzlers L'Hôpital wieder aufnahm und über den religiösen Parteien einfach im Sinn einer französischen Gesamtpolitik regiert wissen wollte. So wurde auch das Verhältnis zu den Hugenotten freundlicher. Katharina wünschte die Vermählung ihrer Tochter Margarethe mit Heinrich von Navarra, und im Herbst 1571 wurde Coligny am Hof mit größter Herzlichkeit empfangen. Von jetzt ab beginnt sofort sein Einfluß auf den König, dem hier zum ersten Mal eine sittlich bedeutende, mit dem ganzen Glanz des großen Soldaten und Politikers umgebene Persönlichkeit entgegentrat.

Für Coligny selbst schien damit ein innerer Konflikt von tiefster Tragik zu Ende zu gehen. Von Hause aus und von Jugend an ganz mit dem königlichen Dienst verwachsen, war er durch den Gang der Dinge in den Krieg mit der Krone verwickelt worden. Unter Franz II. hatte man sich auf hugenottischer Seite noch damit beruhigen können, daß nach einer weit verbreiteten, von den Hugenotten keineswegs allein verfochtenen, in Wirklichkeit aber nicht eigentlich begründeten Theorie für den minderjährigen König die nächsten Prinzen von Geblüt, d. h. Anton von Navarra und Condé, die Regierung zu führen und dazu die Generalstände des Reichs einzuberufen hätten. Als dann die Guise trotzdem die tatsächliche Gewalt behielten, waren sie als Ausländer erschienen, die das einheimische Königtum für ihre selbstischen Zwecke ausnützten. Und als sie dann endlich unter Karl IX. nach der Schlächterei von Vassy den zwölfjährigen König mit seiner Mutter durch einen Handstreich in ihre Gewalt brachten, wie einst Erzbischof Anno von Köln den jungen Heinrich IV., da hatte der Krieg als die berechtigte

Notwehr gegen die Mörder, Friedensbrecher und Usurpatoren gelten können.

Aber seit der Großjährigkeit des vierzehnjährigen Königs war die innere Schwierigkeit für den königstreuen Mann immer schwieriger geworden. Der erste Krieg hatte unerbittlich die nächsten nach sich gezogen, als die Hugenotten immer wieder ihre ganze bürgerliche und kirchliche Existenz durch brutale Gewalt und Bruch der eben feierlich erlassenen Friedensedikte bedroht und angegriffen sahen. Und wenn ihnen auch nach jedem Krieg der König öffentlich vor aller Welt bezeugt hatte, daß sie das Vergangene in aufrichtiger Fürsorge für das Reich und im Interesse seines Dienstes getan hätten, so hatte doch jeder neue Krieg den neuen Konflikt mit der tiefeingewurzelten Königstreue mit sich gebracht.

Jetzt aber schien die Zeit zu kommen, da Coligny, dem inneren Widerstreit entronnen, nationalfranzösische Politik im Dienst des Königs mit dem Interesse seiner eigenen Religion vereinigen konnte. Wenn er der unversöhnliche Gegner Spaniens war, so nahm er darin ja nur das Erbe Franzens I. auf, und wenn er nun darauf drängte, daß der König den Verzweiflungskampf der benachbarten Niederländer gegen Philipp II. und seinen Henker, Herzog Alba, unterstützen solle, so setzte er auch darin die Politik Franzens I. fort, der zur selben Zeit, da er in seinem Land jede evangelische Regung blutig niederhielt, die deutschen Protestanten mit Geld und politischem Bündnis gegen den Kaiser unterstützt hatte; nur mit dem Unterschied daß, was für den König einzig vom Standpunkt einer religiös gewissenlosen Politik aus möglich gewesen war, für Coligny die volle Einheit der religiösen und nationalen Interessen darstellte. Im selben Geist hatte er schon früher mehrere Mal eine überseeische Politik vertreten, in der er in die spanische Kolonialwelt einzubrechen und neben dem papistischen Neuspanien ein evangelisches Neufrankreich zu schaffen gedachte. Französischer Kleinmut und spanische Gewalttat hatten allen diesen Versuchen ein rasches Ende bereitet. Jetzt schien sich in der Nachbarschaft des eigenen Landes ein Schauplatz mit viel größerem Einsatz, aber auch ganz anderen Aussichten aufzutun. Schon schlugen sich hugenottische Freischaren an der Seite und im Dienst Wilhelms von Oranien; aber es war Colignys Ziel, den König selbst mit in den Krieg hineinzuziehen, dadurch die niederländischen Glaubensgenossen ein für alle Mal zu befreien, aber auch die alte Rivalität mit Spanien in einem einzigen großen Kampf zu entscheiden.

Hier aber stieß er auf den leidenschaftlichen Widerstand der Königin, die eine so gefahrvolle Entscheidung, wie sie der Kampf mit dieser ersten Militärmacht der Welt in sich schloß, um jeden Preis vermeiden wollte. So entstand jenes stille Ringen der Beiden, das die Katastrophe herbeiführen sollte. Der König selbst war noch nicht gewonnen. Aber er schien Schritt um Schritt zu weichen. Als im Juli 1572 jene französischen Freischaren bei Monts eine vernichtende Niederlage erlitten, drängte Coligny zur Entscheidung: der König gab ihm vorerst die Erlaubnis, neue Freischaren zu werben und nach den Niederlanden führen zu lassen oder selbst zu führen; aber die eigene Beteiligung am Kriege lehnte er nun ab. Coligny mußte also vorerst verzichten: doch erklärte er dem König, es werde ihn sicher noch reuen, eine solche Gelegenheit verpaßt zu haben. Und zur Königin gewandt sagte er: „Madame, der König will jetzt in den Krieg nicht eintreten; wollte Gott, daß ihn nicht ein anderer überkomme, dem er sich vielleicht nicht entziehen kann!" Es ist klar, was Coligny meinte: der Krieg mit Spanien muß kommen; will ihn der König jetzt nicht unternehmen, da alle Verhältnisse für Frankreich sind, so wird er ihn vielleicht führen müssen zu der Zeit, die Spanien sich wählt. Die Königin aber wollte darin eine Drohung mit neuem Bürgerkrieg erblicken. Und noch schien der Kampf nicht entschieden. Coligny konnte wiederkommen. So beschloß sie, sich seiner zu entledigen. Ohne Wissen des Königs im Einverständnis mit Anjou, Guise und, wie es scheint, dem päpstlichen Gesandten Salviati faßte sie den Entschluß, Coligny ermorden zu lassen.

Damit kommen wir an den Punkt, wo sich Glied an Glied reiht bis zu der entsetzlichen Katastrophe. Wir halten hier einen Augenblick inne und schauen uns um.

Eine Meinung, die auch heute noch nicht vollständig ausgestorben ist, sieht in der Bartholomäusnacht ein längst vorbedachtes, immer wieder verschobenes Attentat, das Ergebnis einer jahrelangen teuflischen Verstellungskunst. Diese Auffassung geht zurück auf Aussagen, die sehr bald nach dem Ereignis vom französischen Hof selbst ausgegangen und vor allem von der guisischen Partei begierig aufgenommen worden sind, um dem König und seiner Mutter ein für allemal die Versöhnung mit den Hugenotten abzuschneiden. Von da haben sie die Hugenotten übernommen und zu einer Art Parteidogma erhoben, von dem sich auch ihre Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert schwer losmachen konnten. Und auch andere Historiker haben daran bis in die siebziger Jahre festgehalten. Heute zählt sie kaum mehr wirkliche Anhänger, wenigstens nicht in ihrer alten Gestalt. Unter den deutschen Historikern ist ihr vor allem H. Baumgarten in seinem Buch „Vor der Bartholomäusnacht" 1882 entgegengetreten. Ich habe hier seine Ausführungen und das ganze Material der Quellen und Tatsachen, die gegen jene Anschauung sprechen, nicht vorzuführen. Nur auf Eins will ich hinweisen: die Guise und Spanien hatten der Königin schon in früheren Jahren immer wieder geraten, sich die ganze Not der Religionswirren durch die Ermordung der Hugenottenführer vom Halse zu schaffen. Aber sie hatte es abgelehnt. Vielleicht freilich wird man bei ihrer ganzen Sinnesart eher sagen müssen: sie hat den Mut dazu nicht gefunden. Und die Stimmen, die es von ihr verlangt hatten, waren in ihrer Nähe geblieben: wer will sagen, ob sie nicht doch wieder und wieder in den Nöten des Kampfs in der Stille die Möglichkeit erwogen haben mag, bis die Stunde kam, da sie sie ergriff? Aber um mehr als unbestimmte Gedanken kann es sich nicht wohl gehandelt haben, und auch da kann sie nur an die und jene Führer, nicht an die Gesamtheit der Hugenotten gedacht haben. Erst wie das Attentat auf Coligny mißlingt, läßt sich sich weiter treiben.

3

Für unsre Kenntnis der Vorgänge ist es ein glücklicher Umstand, daß damals neben dem ständigen Gesandten auswärtiger Mächte zwei außerordentliche Botschafter in Paris weilten, deren Sendung mit der politischen Krisis jener Monate zusammenhängt: die Vertreter Venedigs und des Papstes. Ihnen und dem am Hof besonders wohl gelittenen Gesandten von Toskana, der Heimat der Königin Mutter, verdanken wir die wertvollsten Nachrichten über die Vorgeschichte der Bartholomäusnacht und einzelne Vorgänge in ihr. Aber daneben haben wir über das Attentat auf Coligny und die Mordnacht selbst Aufzeichnungen von hugenottischer Seite, die zum großen Teil auf Augen- und Ohrenzeugen zurückgehen und darum von höchster Bedeutung und Anschaulichkeit sind. Sie finden sich in einer pseudonymen, wohl von dem Hugenotten Hotman verfaßten Schrift De furoribus Gallicis von 1573, dem gleichfalls pseudonymen Réveille-Matin des français et de leurs voisins, dessen erster, für uns entscheidender Teil auch 1573 erschienen ist und wahrscheinlich von Colignys Leibarzt Barnaud stammt, und in der anonymen ältesten Biographie Colignys, die von den Meisten Hotman, von Andren Colignys Hausprediger Merlin zugeschrieben wird. Diese Schilderungen sind dann in das bedeutsame Geschichtswerk des Predigers Simon Goulart, Mémoires de l'estat de France sous Charles IX. 1577 übergegangen und haben dadurch noch viel weitere Verbreitung gefunden.

* * *

Der Friedensschluß des Hofs mit den Hugenotten war am 18. August 1572 durch die Vermählung der Schwester des Königs, Margarethe, mit Heinrich von Navarra besiegelt worden. Rauschende und üppige Hoffestlichkeiten — auch Condé feierte in denselben Tagen Hochzeit — gingen von einem Tag zum andern. Paris selbst war schon damals ganz überwiegend hugenottenfeindlich. Aber es barg in sich eine große Zahl von Hugenotten aller Stände bis hinauf in die höchsten Kreise des Gelehrten und Beamtenstands. Und dazu war nun zu den Festlichkeiten aus dem ganzen Land eine Menge hugenottischer Edelleute, deren Hauptmasse noch im letzten Krieg mitgefochten

haben mochte, dahin geströmt mit Dienern, Pferden, Waffen in möglichst glänzendem Auftreten und mit viel Geld, in der Stadt untergebracht, teils zerstreut, teils in gewissen Stadtvierteln nahe beisammen, insbesondere in der Vorstadt St. Germain auf dem linken Ufer der Seine, ungefähr gegenüber dem Louvre, das den Wohnsitz des Hofs, jetzt auch Navarras, Condés und ihres hugenottischen Gefolges bildete.

Es war am Freitag 22. August 1572, vormittags wohl zwischen 10 und 11 Uhr, als Coligny, begleitet von etwa fünfzehn Edelleuten und eine Bittschrift lesend, vom Louvre in seine Wohnung ging. Sie lag ungefähr 220 Schritte vom Louvre entfernt, in der damaligen rue Béthisy, ungefähr an der nordöstlichen Ecke der Kreuzung zwischen der jetzigen rue de Rivoli und der alten rue de l'arbre sec, an der Stelle wo jetzt rue de Rivoli Nr. 144 steht. Da fiel ungefähr in der Mitte, nicht ganz 100 Schritte vom Louvre weg, bei dem Tor zum damaligen Hôtel de Bourbon auf ganz kurze Entfernung ein Schuß auf ihn, der ihm den linken Zeigefinger wegriß und den rechten Arm verwundete. Er hätte ihn mitten durch den Leib getroffen, wenn er nicht gerade eine hemmende Bewegung gemacht hätte, um die Galoschen, die ihm lose saßen, festzutreten oder abzunehmen und einem Pagen zu geben. Coligny blieb ruhig und bezeichnete sofort das Fenster eines an der Straße liegenden Hauses, aus dem der Schuß gefallen war und noch der Rauch herauskam. Es war vergittert und dazu mit einem Tuch verhängt worden, um den Schützen zu verbergen. Seine Umgebung drang sofort in das Haus: man fand das Gewehr, aber nicht mehr den Mörder; er hatte sich durch eine Hintertüre, die auf das Kloster St. Germain de l'Auxerrois ging, auf einem Pferd, das dort für ihn bereit gehalten worden war, geflüchtet. Ein Diener und eine Zimmerfrau wurden ergriffen. Das Haus, das Personal und was man von dem Entflohenen feststellen konnte, alles wies auf die Familie Guise. Sofort wurde der König benachrichtigt, der in höchster Erregung sein Ballspiel abbrach, Coligny seinen Leibchirurgen schickte, ihn mit seiner Mutter, seinem Bruder und dem ganzen Hofadel besuchte, strengste Bestrafung der Tat versprach, die Untersuchung auch sofort energisch beginnen ließ und alles tat, ihm beständig seine Teilnahme zu bezeugen, eine große Anzahl hugenottischer Adligen in seiner Nähe und zu seiner Sicherung unterbringen ließ und ihm schließlich auch noch eine Abteilung seiner Arkebusire zur Bewachung anwies, nachdem Coligny den Antrag, ihn in dem sichern Louvre unterzubringen, dankend abgelehnt hatte. Den Guisen bezeugte der König mit aller Deutlichkeit seinen Unwillen.

Die hugenottischen Obersten und Freunde Colignys wichen nicht von ihm, und am Abend des folgenden Tags, am Sonnabend den 23. August wurde, wie schon zuvor, in ihrem Kreis Rat gehalten, was zu tun sei. Dabei fielen Worte der höchsten Erregung und des schärfsten Argwohns: ein Teil wollte Coligny sofort aus Paris herausbringen und drohte, wenn die königliche Rache für das Attentat nicht bald folge, werde man sie sich selbst holen. Für diesen Fall soll nach der Erzählung des toskanischen Gesandten ein ähnlicher Anschlag in Aussicht genommen worden sein, wie der, der den Anlaß zum zweiten Krieg gegeben hatte, daß man im kommenden September den Hof mit dem König durch einen überraschenden militärischen Zug gefangen zu nehmen dachte. Allein gerade diese Nachricht ist ohne Zweifel erst nachher von der Königin und ihrer Umgebung formuliert worden, weil das Attentat des Jahrs 1567 dem König in besonders widerwärtiger Erinnerung stand. Die Rache, von der die einzelnen Hugenotten sprachen, galt nicht dem König, sondern dem Hause Guise. Vor allem aber waren es nur einzelne Stimmen, die sich so äußerten. Die große Mehrheit ließ sich, wie Coligny selbst, im Vertrauen zum König und dem Ernst seines Versprechens nicht irre machen; insbesondere half sein Schwiegersohn Téligny diese Stimmung durchsetzen. Und im selben Sinn wurde auch nach auswärts geschrieben. So zuversichtlich war Coligny in seinem Vertrauen zum König, daß er das Anerbieten einer Anzahl von Edelleuten, die Nacht im Hause zuzubringen, ablehnte, und daß auch Téligny mit seiner Frau in ihr eigenes Quartier ging und seinen Schwiegervater mit wenigen Personen, dem Prediger Merlin, einem deutschen, ohne Zweifel schweizerischen Dolmetscher, Nicolas Muß und einigen Schweizern von Navarras Leibwache allein im Hause ließ, obwohl allerhand Anzeichen auf eine außerordentliche Erregung in der Stadt, die Folge des Attentats, schließen ließen.

Karl Müller

Freundschaftsarbeit der britischen und deutschen Kirchen

1

Am 6. Februar dieses Jahres hat in London die Eröffnung der Associated Councils of Churches of the British and German Empires for fostering friendly relations between the two peoples stattgefunden: ein Kirchenausschuß, bestehend aus ca. 6—7000 Geistlichen und Führern der britischen Kirchen unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury hat sich dort konstituiert, um die kirchliche Freundschaftsarbeit, die seit drei Jahren zwischen den britischen und deutschen Kirchen betrieben wird, in großem Maßstabe fortzuführen. Schon die Tatsache, daß der Erzbischof von Canterbury vor etwa einem Jahre sich bereit erklärte, das Präsidium dieses Ausschusses zu übernehmen, hat in England dahin gewirkt, daß die Sache als eine über die kirchlichen Grenzen hinaus bedeutsame Angelegenheit des Volkes aufgefaßt wird. Das Eigentümliche besteht nun aber darin, daß nicht irgendwelche politische Ueberzeugungen für den Beitritt zu jenem Ausschuß maßgebend gewesen sind, sondern daß im Gegenteil auch diejenigen Kirchenmänner, die auf Grund ihrer politischen Stellung der konservativen Hetze gegen Deutschland nahestehen, doch sich aus religiösen Gründen für die Friedensarbeit der Kirchen zur Verfügung gestellt haben. Fast alle Bischöfe der Staatskirche gehören als Vizepräsidenten dem British Council an; Männer, die fast sämtlich zur konservativen Partei zählen und als solche den liberalen Freundschaftsbestrebungen der jetzigen Regierung wie auch internationalen freikirchlichen Bestrebungen fernstehen. Sie vereinigen sich mit den Führern der Freikirchen, die ebenso wie die sämtlichen Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche Vizepräsidenten des Komitees sind. Neben den Bischöfen und Geistlichen der verschiedenen Kirchen stehen die angesehensten kirchlich interessierten Laien Großbritanniens, an ihrer Spitze der Herzog von Argyll. Nie in der Geschichte der britischen Kirchen ist nach dem Urteil aller Kenner der Verhältnisse ein so glänzendes Komitee zusammengekommen wie dies Friedenskonzil. Auf der Versammlung, die kürzlich in der Guildhall von London zur Begrüßung des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages stattfand, zeigte sich, daß in dieser von dem Lordmayor von London einberufenen öffentlichen Versammlung die Vertreter der Kirchen eben auf Grund ihrer Arbeit in dem genannten Komitee als die hervorragendsten Vertreter des Friedensgedankens angesehen wurden: der Erzbischof von Canterbury, der römisch-katholische Erzbischof von Westminster, der Lordbischof von Hereford und Vertreter der Freikirchen kamen dort zu Wort und begeisterten die Versammelten für den „Friedenskreuzzug". Die geschlossene Versammlung, die zur Eröffnung des Kirchenausschusses selbst am 6. Februar stattfand, umfaßte als Redner: den Erzbischof von Canterbury, D. Spiecker als Präsidenten des deutschen Komitees, Harnack als deutschen Hauptredner, den Lordbischof von Southwark, den Baptistenpapst Dr. John Clifford, den Lordbischof von Meath, als Vertreter Irlands, den in Deutschland bekanntesten Vorkämpfer der deutsch-englischen Freundschaftsbestrebungen J. Allen Baker, M. P., den katholischen Prälaten Monsignore Moyes, Sir Mark Mac Taggart Stewart als Vertreter der schottischen Kirchen und den Lordbischof von Hereford.

Mit dieser Versammlung wurde der weitere Kirchenausschuß, das sogenannte British Council, eröffnet. Innerhalb dieses weiteren Kirchenausschusses, an dessen Spitze der Erzbischof von Canterbury und jene 120 Vizepräsidenten stehen, steht das sogenannte Executive Committee, d. h. ein engeres Komitee, das die eigentliche Arbeit übernommen hat. Präsident dieses Arbeitsausschusses ist der soeben erwähnte Parlamentarier

J. Allen Baker. Schatzmeister sind Lord Kinnaird, einer der bekanntesten Bankiers Londons, und an Stelle des vor einem halben Jahre gestorbenen früheren Ministers für Indien, John E. Ellis, der Quäker Barrow Cadbury. Schriftführer des Komitees ist der liberale Parlamentsabgeordnete W. H. Dickinson, ein Advokat von Beruf. Dem engeren Komitee gehören außerdem noch als Mitglieder an: der Präsident des Baptistenweltbundes, Dr. John Clifford, der von dem Weltkongreß für freies Christentum in Deutschland bekannte Unitarier John Harrison, Dr. Archibald Henderson aus Schottland, der Parlamentarier C. Sylvester Horne, einer der bekanntesten freikirchlichen Geistlichen Londons, diese unter Andern als Vertreter der Freikirchen; als Vertreter der Staatskirche vor allem der Lordbischof von Hereford, der Lordbischof von London, der Lordbischof von Winchester (bis vor kurzem Lordbischof von Southwark) und der Dean of Worcester. In diesem Komitee sind tatsächlich in ausgezeichneter Weise alle Kirchen des vereinigten Königreichs vertreten, und zwar zum Teil durch ihre einflußreichsten Mitglieder.

Das deutsche Arbeitskomitee kann sich auch einer guten Zusammensetzung rühmen; diesem engeren Komitee gehören die Präsidenten des Oberkirchenrats, hervorragende Geistliche, Professoren und Laien der preußischen Landeskirche, katholische sowie freikirchliche Geistliche und auch einige Vertreter der übrigen deutschen Landeskirchen an. Zu dem Kirchenausschuß, der sich um das engere Komitee herumgruppiert hat, gehören gegenwärtig beinahe 4000 evangelische Geistliche Deutschlands, d. h. ein Fünftel der deutschen evangelischen Geistlichen überhaupt, unter ihnen hervorragende Vertreter sämtlicher deutscher Landeskirchen sowie fast alle Generalsuperintendenten der Preußischen Provinzen; ebenso weithin bekannte Politiker, darunter etwa zehn preußische Staatsminister. Dieser weitere Kirchenausschuß soll im Herbst des Jahres mit einer Versammlung in der Philharmonie eröffnet werden, zu der auch Mitglieder des englischen Komitees als Redner erwartet werden. Das engere Komitee dagegen ist schon seit längerer Zeit für seine Arbeit organisiert; ihr Präsident ist Direktor D. Spiecker, der Präsident des Zentralausschusses für Innere Mission, der schon während des Besuches der britischen Kirchenmänner in Deutschland die Sache so glücklich geführt hat und durch seine hervorragende Kenntnis der Engländer noch jetzt der gewiesene Mann ist. Schriftführer ist für das deutsche Arbeitskomitee noch immer der Unterzeichnete allein, während sich in England um den Schriftführer bereits ein Stab von Mitarbeitern gruppiert hat, vor allem auch ein Organisator für Versammlungen und ein deutscher Sekretär.

Ueberhaupt ist die Arbeit der beiden Komitees, zum Teil auf Grund der Verschiedenheiten im Volkscharakter, noch eine verschiedene: in England bestand bisher die Hauptarbeit in der Organisation öffentlicher Versammlungen, die weithin beachtet wurden und am meisten für die Propaganda dort getan haben. Hervorragende Parlamentarier wurden für die Reden gewonnen und Resolutionen der Versammlung dann ans Parlament und an die Presse gegeben. Nahezu 3000 kirchliche Versammlungen haben sich im Laufe der letzten beiden Jahre mit dieser Freundschaftsarbeit zwischen Deutschland und England befaßt und durch ihre Resolutionen die Stellungnahme weitester kirchlicher Kreise Englands zum Ausdruck gebracht.

Bei uns in Deutschland haben zwar auch Versammlungen stattgefunden, aber nur in ganz engem Rahmen. Hauptsächlich in Männer- und Jünglingsvereinen, auf Familienabenden und bei den Besuchen englischer Freunde haben Vertreter des Komitees Vorträge oder Begrüßungen gehalten. Hierzu kommen noch eine Anzahl Versammlungen, die anläßlich der ausgetauschten Besuche von Vertretern irgend welcher Berufszweige der beiden Völker stattgefunden haben, so vor allem bei dem Besuchsaustausch der Adult Schools, der im vorigen Jahre über 100 englische Arbeiter nach Düsseldorf und Frankfurt führte und gegenwärtig ebensoviel Arbeiter des deutschen Westens nach England gebracht hat; für das nächste Jahr dürfen wir einen ähnlichen Besuchsaustausch von Arbeitern für Berlin und London erwarten.

Aber im allgemeinen ist der weitaus größte Teil der deutschen Arbeit in aller Stille vor sich gegangen: vor allem sind die englischen Zeitungen, speziell die Kirchenzeitungen, im Verlauf der letzten zwei Jahre im Kreise unseres Komitees gelesen worden. Auf diesem Wege ist mancher Austausch, auch manche Berichtigung den Redakteuren der englischen Kirchenzeitungen zugegangen; leider sind drüben noch immer zwei oder drei Kirchenzeitungen vorhanden, die unsern Bestrebungen nicht günstig sind. In den deutschen Kirchenzeitungen ist eine ähnliche Arbeit deshalb kaum möglich gewesen, weil es keine zu berichtigende Anschauungen gab, sondern vielmehr jedes Interesse für Friedensarbeit bisher zu fehlen schien; indessen sind doch zuweilen Aufsätze oder kleine Notizen an Zeitschriften gegeben worden. Vor allem aber hat die Tagespresse in vielen Fällen unsere Zusendungen aufgenommen, zumal sich die Redakteure der meisten bedeutenderen Zeitungen als Mitglieder unserm Komitee angeschlossen haben.

Ein weiteres Arbeitsgebiet war die Beratung von Theologen, die nach England gehen; besonders jüngere Leute, die vom kirchlichen Leben Englands Anregungen zu empfangen hoffen, werden bei unseren englischen Freunden eingeführt und auf manches aufmerksam gemacht, was ihnen sonst entgangen wäre. Seit dem letzten Frühjahr tritt freilich in diesem Punkt allmählich eine Aenderung ein, insofern die Betreffenden jetzt nicht mehr von Deutschland aus mit den einzelnen Empfehlungen versehen, sondern dem englischen Komitee zur weiteren Beratung zugewiesen werden: sie gestaltet sich von London selbst aus leichter als von hier. Auch englische Theologen, die nach Deutschland kommen, wenden sich in vielen Fällen an das Büro des Komitees, selbst in äußeren Dingen, wie überhaupt von englisch kirchlicher Seite die Vermittlung von Anstellungen, Besuchen und dergleichen oft in Anspruch genommen wird.

Ein wissenschaftlicher Austausch hat in vielen Fällen stattgefunden, vor allem auch Beratungen über einschlägige Literatur und Einführung bei Gelehrten des anderen Volkes. Aber leider fehlt gerade für diese Arbeit, die mir besonders am Herzen liegt, ein Fonds, der ihre weitere Ausgestaltung ermöglicht. Die Mittel, die dem Komitee zur Verfügung stehen, sind für Friedens- und Freundschaftsarbeit im engeren Sinne gegeben worden und dürfen nach der Meinung des Komitees nicht für Studienreisen Einzelner und ähnliche Zwecke Verwendung finden. Vielleicht findet sich aber Jemand, der für diese Sache ein Herz hat und dazu hilft, daß die reichen Anregungen, die das theologische und kirchliche Leben Englands geben kann, deutschen Theologen vermittelt werden können. Auch für Gelehrte stellt es sich oft als Notwendigkeit heraus, auf englischen Bibliotheken zu arbeiten, weil die dortigen Bücher nicht ins Ausland verliehen werden. Es existiert bei uns noch immer keine Stelle, von der aus solche Reisen pekuniär unterstützt werden. Harnacks Gedanke, daß sich im Anschluß an das Komitee aus dem bisher schon vermittelten deutsch-englischen kirchlich-theologischen Nachrichtendienst ein internationales kirchlich-theologisches Auskunftsbüro entwickeln solle, liegt noch immer in weiter Ferne.

2

In wie hohem Maße **Harnacks** Besuch in London von allen Seiten beachtet wurde, zeigte sich in der englischen Presse während jener Tage und nachher. Ueberall wurde er als der angesehenste Theologe unserer Zeit gefeiert und sein Erscheinen zu diesem Zwecke als ein Zeichen der Zeit gewertet: die führenden Geister wenden sich der Friedensbewegung zu; noch vorsichtig, und gleichsam ohne Aufrollung der Fahne, aber doch für den Gedanken einer christlichen Friedensarbeit werbend. Eine interessante Preßstimme, die sich zur Sommerlektüre eignet, sei hier aus der Christian World mitgeteilt:

Der Rev. Rushbrooke hätte für die Leser seines Blattes gern eine Art von „Glaubensbekenntnis“ des berühmten Theologen festgelegt, allein das erwies sich als unmöglich. Er schreibt darüber: „Es gelang mir einige Stunden nach Harnacks Ankunft in London, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich war in der Lage, ihm eine englische Uebersetzung seiner am folgenden Tage zu haltenden Rede zu liefern, und dieser kleine Dienst bot mir Gelegenheit, ihn in

seinem Hotel aufzusuchen. Als ich ihn jedoch fragte, ob er geneigt wäre, mir eine kurze Feststellung seiner Ansichten über die moderne Theologie zu gewähren, besonders auch über den wahrscheinlichen Verlauf der kritischen Beurteilung des Neuen Testamentes, verwahrte er sich mit feinem Lächeln und vollkommener Höflichkeit, aber eben so großer Entschiedenheit gegen eine solche Zumutung: „Ich bin nur auf kurze Zeit nach England gekommen und zwar in einer besonderen Mission", sagte er; „gleich nach meiner Ankunft wohnte ich dem Gottesdienste in der Buckingham Palast-Kapelle bei und wurde darauf vom König Georg empfangen. Ich muß noch den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von Southwark besuchen, drei oder vier Journalisten warten hier im Hotel auf eine Unterredung und wollen mich womöglich photographieren, aber ich vermag ihre Wünsche nicht zu erfüllen. Meine Friedensmission nimmt die ganze Zeit in Anspruch; wenn ich morgen meine Rede in der Queens Hall gehalten habe, muß ich mit dem nächsten Zuge heimfahren." — Auf eine derartige Antwort war ich gefaßt gewesen; sie lautete genau so, wie es mir meine Gattin, eine geborene Deutsche, prophezeit hatte. Sie war im voraus sicher, daß die deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der Harnack seine Ansichten vor die Oeffentlichkeit zu bringen pflegt, jede unvorbereitete vertrauliche Mitteilung über die großen Aufgaben, für deren Lösung er seine ganze Kraft eingesetzt hat, ausschließen würde. — Für den Augenblick war also nichts zu machen; doch hoffte ich, daß der nächste Tag ihn mitteilsamer finden würde, da ich freundlich eingeladen wurde, mit ihm das Luncheon einzunehmen. Und so war es auch. Als ich am Montag um halb ein Uhr bei ihm eintraf, war Professor Harnack schon verschiedenen Verpflichtungen nachgekommen, hatte auch das Britische Museum besucht und eine Unterredung mit Dr. Kenyon gehabt. Exzellenz war in vorzüglicher Stimmung. Die Ermüdung nach der Reise, die am Nachmittag vorher sich gezeigt hatte, war völlig verschwunden, und er plauderte im Rauchzimmer des Hotels und später bei Tisch mit der ihn charakterisierenden Lebhaftigkeit und Bestimmtheit. Ich erkundigte mich, ob er mit dem Verlaufe seines Besuches zufrieden wäre? — „Durchaus", lautete die Antwort, „und besonders mit unserer Audienz bei Sr. Majestät, Ihrem König. Dr. Spiecker und ich wurden mit Mr. Allen Baker und Mr. Dickinson gestern gleich nach dem Gottesdienst in der Buckingham Palast-Kapelle empfangen und Sr. Majestät war überaus leutselig. Seine unverkennbar freundliche Gesinnung und die Würde seines Auftretens machten einen großen Eindruck auf mich. Alles entsprach vollkommen seiner hohen Stellung." — Darauf fragte ich, ob Exzellenz sich besonders für die freundschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen England und Deutschland interessiere? — „Ja, gewiß", entgegnete er, „den protestantischen Theologen in mir berührt es besonders tief. Meiner Ansicht nach — so unwillkommen das einem Katholiken klingen mag — basieren die wertvollsten Elemente unserer gemeinsamen Zivilisation und Kultur auf dem Protestantismus. Aus diesem Grunde sollten sich die drei großen protestantischen Nationen England, Amerika und Deutschland in den gemeinsamen Interessen ihrer Entwicklung fest miteinander verbinden. Es ist entschieden die ihnen zugewiesene Aufgabe, miteinander der Sache des menschlichen Fortschrittes zu dienen." „Drei Gründe gibt es", fuhr er fort, „weshalb diese Länder eine fest verbundene Kraft darstellen sollten. Erstens die gemeinsame Abstammung; zweitens die seit der Reformationszeit gemeinsame Geschichte; drittens die Gemeinsamkeit der sozialen Probleme und der sozialen Aufgaben. Diese drei Nationen sind die größten Industrie treibenden Völker der Erde und stehen daher vor denselben Aufgaben, welche die gleiche Lösung erfordern. Das kann man nicht von anderen Ländern sagen. Z. B. Frankreich, Italien und Oesterreich haben jedes in seiner Art ähnliche Probleme, aber sie stehen nicht wie wir an der Spitze der großen modernen industriellen Bewegung." — „Daß Ew. Exzellenz diesen letzten Punkt so nachdrücklich betonen, erinnert mich daran, daß Sie sich ebenso sehr für soziale wie für internationale Probleme interessieren." — „Gewiß; ich bin der Vorsitzende des Evangelisch-Sozialen Kongresses, der jedes Jahr in verschiedenen Städten Deutschlands tagt, um diese Aufgaben mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen." — „In Ihrer Tätigkeit als Sozial-Reformer dürften Sie kaum die theologischen Fakultäten Deutschlands in ihrer Gesamtheit repräsentieren?" — „Wahrscheinlich nicht; aber es gibt einige Wenige unter uns, etwa ein halbes Dutzend, die das Packende dieser Probleme und auch die zwingende Notwendigkeit, uns persönlich in den Dienst der Lösung dieser schwierigen Aufgaben zu stellen; empfinden. Mitglieder jeder Gesellschaftsklasse stehn uns zur Seite und wohin der Kongreß kommt, findet er lebhaften Widerhall." — „Sie sagen, daß wir den gleichen sozialen und industriellen Problemen gegenüber stehen; aber ist es nicht eine Tatsache, daß die Entwicklung der Industrie und die geschäftliche Konkurrenz, die daraus entsteht, am ersten die guten Beziehungen gefährden?" — „Ich kann auch hier nur mit Nachdruck betonen, daß das nicht sein sollte und nicht notwendig sein muß. Warum könnte nicht bald das eine, bald das andere Land im edlen Wettbewerb in einem besonderen Zweige der Industrie die Führerschaft übernehmen? Und das Land, das in der gemeinsamen Anstrengung zurückgeblieben ist, muß sich dadurch zu noch größerem Eifer anspornen lassen, um die nächste Siegespalme zu erringen. Einen Krieg deshalb heraufzubeschwören, ist eine große Ungerechtigkeit gegen Sieger sowohl als Besiegte; denn beide würden gleich schwer darunter leiden. Wir — die Deutschen und die Engländer — können durch unsere gegenseitigen Geschäftsbeziehungen sowie durch den beständigen Austausch unserer Erzeugnisse nur profitieren, tatsächlich müßte schon der eigene Vorteil wie auch die Klugheit sich entschieden gegen den Krieg auflehnen." — „Und was wird aus den moralischen Erwägungen? Ich habe die Notizen durchgesehen zu dem Vortrag, den Ew. Exzellenz heute nachmittag in der Queens Hall halten werden: da verlassen Sie sich nicht auf den eigenen Vorteil, um Streit zu verhüten." — „Im Gegenteil, hauptsächlich kommt es auf das Wachstum an sittlicher Kraft an. Das öffentliche Gewissen der germanischen Stämme lehnt sich gegen den Krieg auf. Es wird in dieser Hinsicht von Jahr zu Jahr empfindlicher, und das ist mir ein bemerkenswertes Zeichen unserer Zeit." — „Denken Sie dabei an Ihr Vaterland ebenso wie an andere Länder?" — „Ganz gewiß. Und ich meine nicht nur, daß sich im allgemeinen die Phantasie der Leute mehr mit den Schrecknissen des Krieges beschäftigt, als das früher der Fall war. Auch dies ist nicht zu leugnen: angesichts unserer modernen Vernichtungswerkzeuge ist der Krieg ein Schreckgespenst ohnegleichen geworden. Aber ich spreche außerdem vom öffentlichen Gewissen; das ist seit einer Generation viel empfindlicher geworden. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen", fügte er hinzu, „daß der Fall eintreten könnte — und diese Einschränkung werde ich auch nachher in meinem Vortrag machen —, daß ein Volk sich in seinen heiligsten Rechten bedroht fände; dann allerdings würde es gegen einen leichtfertigen Störenfried zur Waffe greifen müssen. Doch halte ich die Behauptung aufrecht: das Volksgewissen lehnt sich mehr und mehr auf gegen den Krieg, und das wird jeden Kulturstaat zwingen, sich die Sache sehr zu überlegen, bevor er einen anderen Kulturstaat angreift." Der Eifer, mit dem Harnack seinen Standpunkt vertrat, beherrschte ihn völlig und etwas wie prophetische Kraft belebte seine Stimme, als er die Behauptung bestritt, daß selbst ein ungerechter Krieg Tugenden entwickele, an denen die Moral einer Nation gesunde, und daß weibische Schwäche überhand nehmen würde, wenn jeder Kampf aufhöre. Erfordern nicht auch friedliche Kulturaufgaben zu ihrer erfolgreichen Lösung Mut und Kraftaufwand, Selbstzucht und Willensstärke? Die behauptete Notwendigkeit, Krieg führen zu müssen, sei nichts als der überlieferte Rest eines veralteten und barbarischen Aberglaubens.

Plötzlich wechselte er das Gesprächsthema und sagte zu mir: „Als Sie gestern hier waren, sprachen Sie von der Kritik des Neuen Testamentes." — „Ja. Die Leser der Christian World würden gern Ihre Ansicht über den Gang derselben hören, wenn Sie ihnen etwas darüber sagen wollen." — „Zweierlei läßt sich mit Gewißheit behaupten. Was zunächst die äußere Kritik des Neuen Testamentes anbetrifft, worunter ich den literarischen Charakter der Schriften verstehe, so wird sich die gegenwärtige Neigung zu einer mehr konservativen Richtung nicht abschwächen. Man wird immer allgemeiner erkennen, daß die Literar-Kritik von vor fünfzig, vierzig und dreißig Jahren zu radikal war und Sätze annahm, welche mit der Zeit unhaltbar geworden sind. Zweitens steht es fest, daß die innere Kritik heute in ganz anderer Richtung fortschreitet als die bisher für rechtgläubig geltende. Wir werden lernen müssen, unsere Religion in innigster Verbindung mit der gesamten Religionsgeschichte zu betrachten und dürfen nicht außer Acht lassen, daß das Christentum nicht nur Gegensätze zu anderen Religionen enthält, sondern auch in ursächlicher innerlicher Verbindung mit ihnen steht. Die höheren Religionen sind nicht als Gegensätze aufzufassen, sondern als verschiedene Stufen der Gotteserkenntnis." — „Wird nicht eine derartige Auffassung sowohl in Ihrem wie in unserem Lande zu allgemeiner Begriffsverwirrung führen?" — „Ohne Zweifel wird geraume Zeit darüber hingehen, bis der große Haufe guter und aufrichtiger Christen, die sich voll und ganz dessen bewußt sind, was sie ihrem Glauben verdanken, zur Klarheit gelangen. Diese neue Anschauungsweise wird Viele schwankend machen; aber meiner vollen Ueberzeugung nach wird das den Wert des Christentums nicht abschwächen. Im Gegenteil wird es den wahren Gehalt unseres Glaubens besser zum Ausdruck bringen; durch den erweiterten Horizont im Glaubensleben wird gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielt werden als Geringschätzung des Christentums." — Und auf einen verwunderten Ausruf meinerseits setzte er hinzu: „Ja, so sehe ich es an. Beim Vergleich zwischen Christentum und anderen Religionen wird stets das erstere als denkbar höchster Inbegriff der Gotteserkenntnis stehen bleiben." — „Und was wird aus dem Anspruch, den es erhebt, die Weltreligion der Zukunft zu sein?" — „Diesen Anspruch auf Beherrschung des ganzen Erdballs wird das Christentum aufrecht erhalten, da es sich geschichtlich aus den einfachsten und darum kräftigsten Anfängen entwickelt hat und immer weiter entwickelt." — Dann, nach einer Pause, sagte Exzellenz nachdenklich: „Lassen Sie mich noch ein Wort der Erklärung hinzufügen. Wenn ich vorhin aussprach, daß das Christentum mehr in Verbindung mit anderen Religionen durchforscht werden müß und daß das die zukünftig maßgebende Methode sein wird, so meinte ich damit nicht, daß die Wertschätzung des Evangeliums von Jesus Christus oder die Verkündigung des Paulus und der ersten Sendboten erwiesenermaßen bedingt wäre durch die damalige Geisteskultur der Griechen. Das Leben Jesu und der Apostel muß in Zusammenhang mit dem Judentum ihrer Zeit gebracht werden. Der Einfluß des griechischen Geistes macht sich erst in der zweiten Generation des jungen Christentums geltend."

Unsere Mahlzeit war beendet. Dr. Spiecker, Sir John Kennaway, Mr. Baker und andere Herren, die daran teilgenommen, hatten noch zu tun und wollten sich dann direkt zum Vortrag nach der Queens Hall begeben. Professor Harnack zog sich ein Stündchen auf sein Zimmer zurück, und ich notierte mir den Inhalt unseres Gesprächs, bevor ich ihn in einem Auto zu dem Versammlungsort geleitete. Unterwegs setzten wir unsere Unterhaltung fort, und glücklicherweise wurde sie dadurch um einige Minuten verlängert, daß der Kutscher

der Royal Procession*) wegen einen Umweg machen mußte. Lebhaft wie immer, wünschte Exzellenz das Nähere darüber zu hören. Dann erkundigte er sich nach unserer Freikirchenverfassung, worüber er schon so gut informiert war, daß ich ihm nicht viel Neues mitzuteilen hatte. Er erwähnte Fairbairn und Dale, sprach über Robertson Smith und andere schottische Theologen; auch über Spurgeon und Maclaren. Dr. Clifford sollte er noch an demselben Nachmittag hören — und er hörte von ihm eine vollendete Rede, der er mit größter Aufmerksamkeit lauschte. Den großen Anglikanern Lightfoot, Westcott und Hort zollte er seinen Tribut in der Ansprache, die der Leser an einer anderen Stelle dieses Blattes finden wird. Dann nannte er mir Robertson von Brighton als einen Theologen, der einen besonders nachhaltigen Einfluß auf das heutige Deutschland ausübt. Robertsons Predigten zirkulieren in mindestens vier Uebersetzungen: zwei Bände hat Harnack mit einer Einleitung ausgestattet, und diese sind bereits in der achten oder neunten Auflage erschienen. Er setzte hinzu, daß von den Gebildetsten seiner Landsleute keine deutsche Predigtsammlung soviel gelesen würde wie die aus dem Englischen übersetzte von Robertson. . . .

In diesem Augenblick hielt das Auto vor der Queens Hall und wir begaben uns in eine Versammlung, die, wie ich glaube, in der weiteren Entwicklung der Kirchengeschichte von sich reden machen wird."

3

Harnacks Rede in der Queens Hall ist ein Denkmal von kirchlicher und politischer Bedeutung zugleich, das in England — und auch in — Amerika Aufsehen gemacht hat. In Deutschland wurde sie, dank unserm mangelnden Interesse für die Friedensbewegung, kaum als Tatsache registriert, jedenfalls nicht weiter beachtet. Sie wurde deutsch gehalten und darnach englisch wiederholt. Sie folgt hier in ihrem ganzen Wortlaut:

Ew. Gnaden! Meine Herren und Brüder!

Es ist mir eine hohe Ehre und Freude, im Namen des deutschen Komitees zu Ihnen zu sprechen. Ich tue es in deutscher Sprache, weil ich die englische Sprache nicht so beherrsche, um frei aus dem Herzen zu Ihnen zu reden. Aber aus dem Herzen zu reden ist mir ein Bedürfnis.

Was ich Ihnen sagen werde, dafür trage ich allein die Verantwortung, aber seien Sie versichert, daß der Geist der Achtung und Bewunderung, der Freundschaft und des Friedens, der mich gegenüber Ihrem Volke beseelt, auch das deutsche Volk durchwaltet.

Und so begrüße ich Sie warm und herzlich und danke Ihnen, daß ich diesen Tag mit Ihnen feiern darf. Sie sind hier versammelt als ein Regiment des Friedens; hinter Ihnen stehen noch zahlreiche große Regimenter der friedlichen Arbeit, deren Repräsentanten Sie sind, hinter Ihnen steht das englische Volk, das den Frieden will wie das deutsche.

Wir Alle wollen den Frieden — aber Wille allein schafft nicht dieses köstliche Gut, und der Wille allein vermag es nicht zu erhalten. Der Friede ist eine Frucht, und Früchte erntet man nur, wenn man guten Samen sät und wenn man die junge Pflanze pflegt, bis sie Frucht bringt. Mit gutem Grunde haben daher auch die vereinigten Komitees der Kirchen Britanniens und Deutschlands sich nicht Komitees zur Förderung des Friedens genannt, sondern Komitees zur Förderung freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Völkern.

Das, was ich Ihnen heute sagen möchte, will ich aus einem Spruch des Apostels Paulus schöpfen. Er schreibt im Briefe an die Galater: Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede. In diesem kurzen Wort liegen drei wichtige Gedanken: 1. Der Friede ist eine Frucht, 2. der Friede ist eine Frucht des Geistes, 3. Liebe und Freude müssen dem Frieden vorhergehen.

Der Friede ist eine Frucht. Er fällt nicht wie Manna vom Himmel; er kommt nicht von selbst; er will erworben sein. Mögen Andere versuchen, den Frieden direkt zu pflegen; wir können das nicht, denn wir wissen, daß er nur dann die Gewähr der Dauer hat, wenn Kräfte da sind, die ihn hervorbringen, und wenn diese treibenden Kräfte nie aufhören und stets stärker werden. Nur der wachsende Friede ist ein dauernder Friede. Der Friede ist kein totes Gut, welches einfach überliefert werden kann. Der Friede ist eine reifende Frucht, nie fertig und daher stets der Aufmerksamkeit und Pflege bedürftig.

Und zweitens; Der Friede ist eine Frucht des Geistes. Das ist ein großes Wort! Der Friede ist nicht die Frucht des wohl verstandenen Interesses und des umsichtigen Egoismus. Die, welche ihn aus diesen Kräften erzeugen wollen, irren sich; eine Zeit lang kann es scheinen, als hätten sie recht, aber plötzlich zeigt es sich, daß das wohl verstandene Interesse nicht ausreicht, weil immer ein Moment eintreten wird, in dem der brutale Egoismus den sanfteren Bruder wegschicken und sich an seine Stelle setzen wird. Der Friede ist auch nicht die Frucht einer klugen Politik. Wohl kann eine kluge Politik vieles Gute tun und Streit und Krieg lange Zeit hindurch aufhalten, aber den Frieden zu garantieren vermag sie nicht, denn sie ist immer nur formend und niemals schöpferisch. Die Politik vermag nur soviel, als die Kräfte wollen und vermögen, die in dem Volke vorhanden sind. Die Politik ist Exponent, nicht Basis!

Der Friede ist die Frucht des Geistes, das heißt jenes Geistes, der nicht einfach aus unserer Natur und den Naturbedingungen fließt, sondern der uns über die Natur erhebt. Wir Menschen haben es mit einer doppelten Natur zu tun: mit der Natur, die wir mit allem Lebendigen teilen, und mit der neuen Natur, die wir gewinnen sollen, deren Erwerb eine unendliche, nie aufhörende Aufgabe darstellt. Wie sich diese beiden Naturen zu einander verhalten, das mögen die Philosophen entscheiden; aber die Unterscheidung ist ganz klar und jeder Seele eingepflanzt. Die Kraft aber, die uns zur höheren Natur führt, die nennen wir Geist Gottes. Die niedere Natur lehrt die Völker, einfach dem materiellen Selbsterhaltungstriebe zu folgen und den Kampf ums Dasein auszufechten, jenen Kampf um die Futtermenge und den Futterplatz. Der Geist Gottes aber lehrt uns, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und daß seine oberste Aufgabe ist, ein festes Verhältnis zum Ewigen zu gewinnen. Mißverstehen wir diesen Geist nicht! Er sagt uns nicht „Höre auf zu kämpfen"; nein, auch er bezeugt, daß der Kampf die Form des Lebens, ja das Leben selber ist, aber er ruft uns zu: Kämpfe um die höchsten Güter, kämpfe mit heiligen Waffen, kämpfe in edlem Wetteifer und reiße deine Genossen mit dir empor, zwinge ihnen bessere Waffen in die Hand als das Schwert und den Säbel, nämlich die Waffen friedlicher Arbeit und geistiger Kräfte! Dauernde Siege, die zugleich friedliche sind, können nur so errungen werden; denn die Zeiten sind vorbei, in denen rohe Gewalt allein entschied!

Der Friede ist die Frucht des Geistes, — nicht nur des heiligen Geistes, sondern auch des Geistes der wahren Bildung; denn dieser Geist steht mit dem heiligen Geist in engster Verbindung. Je besser erzogen ein Volk ist, desto eifriger wird es über den Frieden wachen. Wir bewundern an dem englischen Volke, daß es ein erzogenes Volk ist. Wir erkennen diese seine Erziehung an der Art, wie es seine inneren Verhältnisse ordnet, wir erkennen sie an seiner Hochschätzung von Tradition und Sitte, wir erkennen sie an dem Ideal von Selbständigkeit und edler Freiheit des Einzelnen, welches in diesem Lande entstanden ist. Dieser Geist gereifter Bildung gibt uns die Gewähr, daß seine Frucht, der Friede, bei Ihnen in Kraft bleiben wird.

Aber der Spruch, den ich Ihnen an den Anfang meiner Rede gestellt habe, sagt uns noch Etwas; er sagt, daß Liebe und Freude dem Frieden vorangehen müssen, daß also ein dauernder Friede Liebe und Freude zu seiner Voraussetzung hat. Die Bildung allein macht es nicht; es muß noch Etwas hinzukommen; wir müssen uns als Brüder erkennen, und wir müssen gegenseitig Freude empfinden über das, was der Andere kann und leistet.

Wir müssen uns als Brüder erkennen: es war ein großer Fortschritt in der Entwicklung der europäischen Menschheit, als die stoische Philosophenschule die Bruderschaft aller Menschen erkannt hatte und lehrte. Aber es war ein noch viel größerer Fortschritt, als Jesus Christus verkündigte, daß wir Alle Kinder eines Vaters sind und daß wir als Brüder uns lieben sollen; denn von da an nahm die große Bewegung ihren Anfang, die natürliche und gespaltene Menschheit in einen Bruderbund zusammenzuführen, in einen Bruderbund, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Gewiß — nur kümmerlich ist bisher dieses Ideal durchgeführt worden, obgleich schon 2000 Jahre an ihm gearbeitet wird; aber es ist doch da; es ist mitten unter uns, und wir fühlen seine verpflichtende Kraft und seinen Segen. Meine verehrten Herren und Brüder! wir dürfen dieses Ideal auch in der Politik nicht ausschalten, sondern wir sind verpflichtet, es auch dort geltend zu machen. Wir dürfen nicht so tun, als seien wir Christen nur in unserem Hause und in der Kirche, darüber hinaus aber gelte das Christentum nicht und behalte das Schwert des Barbaren unter uns sein Recht. Wohl besitzt jeder Mensch und jedes Volk hohe Güter, die es verteidigen und für die es sein Leben lassen muß; aber nur der kleinste Teil der Kriege, die auf Erden geführt worden sind, haben diesen heiligen Gütern gegolten. Wenn einmal die Kriege aufhören werden, die aus Habsucht und Neid, aus Ehrgeiz und Uebermut unternommen worden sind, dann wollen wir sehen, wie viel Anlaß und Stoff zu Krieg und Blutvergießen noch übrig geblieben sein wird! Wenn die Ueberzeugung, daß wir Brüder sind, die Völker wirklich durchdrungen haben wird und wenn sie in brüderlichem Wetteifer arbeiten, dann wollen wir abwarten, ob der natürliche und ruhige Gang der Dinge wirklich ein Volk so übel treffen wird, daß es zum Schwert greifen muß. Ich will Ihnen das Geheimnis verraten — der Fall, daß ein Volk in die Enge gerät, wird nur eintreten, wenn es nicht mehr arbeitet; wenn es aber nicht mehr arbeitet, wird es auch das Schwert nicht mehr ziehen können! Hat dies Volk nicht mitgearbeitet mit Anspannung aller seiner Kräfte und in brüderlichem Wettstreit an dem Aufbau seiner eigenen und der gemeinsamen Kultur, so wird es sich als selbständige Größe selbst allmählich ausstreichen aus dem Bunde der Völker. Kein Schwertstreich wird nötig sein, und kein Tropfen Blut wird fließen! Aber wer unter uns wollte einen solchen Ausgang irgend einem der europäischen Völker wünschen? Nein, als Brüder wollen wir sie neben uns sehen, uns freuen an ihrer Eigenart und ihrer Arbeit und mit ihnen als Brüder wetteifern und streben.

Unter all diesen Brüdern aber steht uns Deutschen keines in Europa näher als das englische Volk. Blutsverwandtschaft verbindet uns mit ihm, ferner eine bei aller Verschiedenheit doch gleichartige Kultur und endlich seit Jahrhunderten ein herrlicher Austausch der Gedanken und Kräfte. Wie aus einem Füllhorn ist hier die Freude ausgeschüttet, die Freude und Förderung, die wir uns gegenseitig bereitet haben! Sie haben uns, als Christentum und Kultur bei Ihnen noch selbst im Werden waren, die iroschottischen Missionare und den Bonifatius gesandt; Ihr Shakespeare ist unser Shakespeare geworden und eine der stärksten Wurzeln unserer geistigen Bildung; Ihre Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts und Ihr Newton und Ihr Darwin haben unsre Philosophie und unsere Naturwissenschaft begründen helfen; Ihr Staatswesen und Ihre Staats-

*) Anläßlich der Parlamentseröffnung, die an demselben Tage stattfand.

lehre haben uns politisch erzogen und — last not least — Ihre schöne Literatur, aus klaren und reichen Quellen fließend, ist für uns seit mehr als zwei Jahrhunderten ein wesentlicher Teil unserer geistigen Nahrung und ein Schatz der Freude und Erhebung, uns so wichtig wie unsere eigene. Soll ich nun die Gegenrechnung machen und erzählen, was wir Ihnen gebracht haben seit den Tagen der Reformation? Davon will ich schweigen; Sie wissen es selbst! Wer kann ausrechnen, was wir einander schuldig sind! Lieber will ich noch hinzufügen, was wir als evangelische Christen und Theologen Ihrem Lande verdanken — dem Lande Miltons und der Puritaner, dem Lande Wesleys, Carlyles, Kingsleys und Ruskins, dem Lande, das uns in unseren Tagen Theologen wie Lightfoot, Westcott und Hort geschenkt hat! Jeder dieser Namen bedeutet uns soviel wie Ihnen! Wahrlich wir sind fest miteinander verbunden! Was uns trennt, ist wechselnd und vergänglich; was uns zusammenschließt, sind reine, ewige Güter, ist Bruderschaft, ist der Besitz gemeinsamer Väter, Helden und Führer und die gemeinsame Freude am Guten, Wahren und Schönen nach germanischer Art.

Derselbe Mann aber, der die Worte geschrieben hat: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede" hat auch das befreiende Wort hinzugefügt: „Wider solche ist das Gesetz nicht." Er denkt zunächst an das Gesetz des Moses, aber wir haben ihn nicht gegen uns, sondern für uns, wenn wir dabei auch an sogenannte politische Naturgesetze denken. Alle diese Gesetze gelten nur so lange, als die Völker sich nicht aus der materiellen Natur herausheben. Sobald sie aber dies tun, stehen sie nicht mehr hilflos unter ehernen politischen Gesetzen, sondern machen selbst Gesetze. Hier ist ein unendlicher Spielraum gegeben und die edelste Freiheit der Entwicklung. Und so blicken wir auf eine Zeit aus, in der das Naturgesetz angeblich notwendiger Kriege überwunden sein wird. Bis dahin ist freilich noch ein langer Weg, aber wie wir ihn zu gehen haben, das sagt uns wieder das Bibelwort: „Lasset uns im Geiste wandeln; lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, uns untereinander zu entrüsten und zu beneiden." Wir können nicht sofort am Ziele sein, aber das ferne Ziel soll uns beseelen und uns die nächsten Schritte lehren. Der nächste Schritt aber ist, daß wir den Neid in unserer Mitte nicht dulden und daß wir den Provokateuren den Mund stopfen. An die Marmorwände Ihres Hauses und unsers Hauses soll keine Spinne des Neids ihr schmutziges Gewebe hängen, und keinem Buben soll es erlaubt sein, den Wetteifer edler Arbeit durch aufreizende Worte zu stören. Dergleichen zu unterdrücken, das soll die wichtigste Arbeit Ihres Komitees und des unsrigen im eigenen Lande sein. Positiv aber wollen wir dadurch wirken, daß wir unsere geistigen Güter immer lebendiger austauschen, daß wir uns einander besser kennen lernen, daß wir in der brüderlichen Gesinnung immer wärmer werden und daß das Kapital unserer gemeinsamen Freude stets wachse. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede" — das sei unser Losungswort!

Friedrich Siegmund-Schultze

Vom Wege

Tanger, 31. Mai

Die zarte Sichel des jungen Mondes beleuchtet nur schwach die grünen Fliesen am mächtig vorspringenden Dach des hohen Moscheeportales. Auf seinen Stufen steht ein robuster Halbneger, in breitwallendem Burnus, um den roten Fez den schimmernd weißen Turban geschlungen, eine mächtige Hellebarde in der Linken. Er singt, mit kräftigem Bariton, daß die krummen Gassen davon widerhallen, den Preis Allahs und seiner Einzigkeit in der hundertmal wiederholten Formel: „Es ist kein Gott außer Gott! Gott ist groß!" Rein und ruhig schwebt die Stimme, tönt voll aus und sinkt zum Schlusse in künstlichen Kadenzen herab. Sogleich nimmt sein Gegenüber, ein Araber, angetan wie jener, den Gesang auf, und so im Wechsel dehnt sich die Litanei fast eine Stunde lang. Streng verboten ist der Eintritt ins Heiligtum den Ungläubigen. Schon als wir nur versuchen, einen Blick durch die offene Tür zu erhaschen, faßt der Sänger seine Hellebarde fester. Wir gehen weiter. Da klingt aus einer hohen halboffenen Tür ein anderes Lied: „Du Königin der Engel, du Fürstin der Patriarchen, du mystische Rose, du verschlossener Garten, du elfenbeinerner Turm: bitte für uns." In der Franziskanerkirche ist letzte Maienandacht, vor ausgesetztem Allerheiligsten. Die Kirche ist ganz dunkel. Nur vom Altar her strömt das Licht der kunstvoll aufgebauten Kerzen und das feine Schimmern der erhöhten Monstranz, die das Mirakel birgt und zeigt in weißer Brotsgestalt.

Aber weiter. Wir müssen zum oberen Markte, wo uns Bekannte erwarten, um von den letzten Geschehnissen zu erzählen. Der Bergwerksingenieur berichtet von seinen Wanderungen im südlichen Marokko, im Atlas und im Sus, von seinen Besuchen bei Kaid Anflus und seiner Rückkunft über Agadir. Hauptperson aber ist im Kreise der junge Schweizer, braungebrannt wie eine Kastanie auf seinem viertägigen Ritte durch die schattenlose Steppe. Er kommt eben aus Fez, trotz „Rebellen" und „Unruhen", ist ohne Bedeckung und Begleitung quer durchs offene Land gestrichen und ohne allen Schaden soeben hier angekommen. Den Einzug der Franzosen und ihre „Befreiung" von Fez hat er gerade noch miterlebt, sowie die Wochen der „Belagerung". „Die Greuel der Revolution" und die „Gefahr der Europäer", von denen die französischen Zeitungen so reichlich überflossen, mußte er sich erst von uns erzählen lassen. An Ort und Stelle scheint man nicht viel davon verspürt zu haben.

In dem Augenblicke tritt „ein Mann von der Feder", wie er sich nennt, herein: „Haben Sie's schon gehört: die Spanier sind in Larrasch. Am Mittag ist die Nachricht gekommen. Ich habe sie sogleich nach Berlin telegraphiert. Heut Abend muß sie schon in den Blättern stehen." „Das ist ja herrlich", sagt der junge Kaufmann von der Westküste. „Nun werden wir uns doch endlich auch rühren müssen." Mir fiel mein Chajjim aus Mogador ein. Er war deutscher Schutzbefohlener. Ingrimmig hatte er mir eines Tages die Nachricht gebracht: „Die Franzosen sind in Fez. Und was tut Ihr nun? Was tut der Kaiser? Wir warten Alle darauf."

Das Gespräch war sofort lebhaft im Gange. „Dieser ganze Befreiungszug nach Fez war eine Komödie, wie schon die die Beschießung von Casablanca eine war. Die »Unruhen« wegen der Strandeisenbahn waren auch damals nicht der Rede wert und waren tags zuvor schon wieder still geworden, ehe der Befehl zum Bombardement kam."

„Macht nichts. Geschieht dieser faulen und unzuverlässigen arabischen Gesellschaft grad recht, wenn endlich wer kommt und ihnen den Herrn zeigt. Das Beispiel von Casablanca hat doch heilsam gewirkt auf diese ganze Bande der Kaids und der Kadi und der Machsenwirtschaft. Auch hat es gezeigt, daß es mit dem Geschwätz von »Panislamismus« nichts auf sich hat. Ganz Marokko würde aufstehen wie ein Mann, wenn ein Europäer nach einem seiner Plätze griffe, hatte es geheißen. Und was ist geschehen? Nicht ein Hahn hat darnach gekräht und viel zahmer ist man geworden. Und das muß man den Franzosen lassen: seitdem sie da sind und die Steuerkontrolle, ist doch Recht und Verlaß im Lande und ein anständiger Geschäftsgang."

„Und dem Handel und dem Kaufmann kanns schließlich gleich sein, wer hier Ordnung schafft und dieses Land aufschließt", sagt ein Schweizer. „Der Handel ist international und verlangt nur »die offene Tür«, den freien und ungehemmten Zugang." — „Nun also, dann kanns ihm grade nicht gleichgültig sein, wer hier bestimmt. Unter Frankreich gibts keine offene Tür," sagt der Vierte. „Das wissen Sie so gut wie wir und unsre englischen Kollegen. Wie man in Algier und Tunis alle Nichtfranzosen weggedrängt hat, so wirds hier gehen. Daran zweifelt Niemand. Der französische Kaufmann ist von jeher zu ungeschickt gewesen, auf eigenen Füßen zu stehen. Er braucht den Staat hinter sich und den Ausschluß der freien Konkurrenz."

„Und auf alle Fälle kanns Deutschland nicht gleichgültig sein, ob es hier mitredet oder nicht", sagt der Mann von der Feder. „Es hat sich in der denkbar lebhaftesten Form seinerzeit für Marokko eingesetzt. Jetzt ruhig hintenbleiben, wäre nicht nur beschämend, es wäre zugleich eine Einbuße an Prestige, und das ist politisch genommen eine sehr reelle Einbuße. Es würde ferner seine immer wachsenden wirtschaftlichen Interessen hier zu Lande aufgeben und sich zurückziehn von einem Erwerbsgebiete größter Zukunft. Daß wir besonderes Interesse an seinen Minenschätzen haben bei der drückenden Knappheit zu Hause, wissen Sie besser wie ich. Aber als Absatzgebiete unserer eigenen Produkte und als Produktionsgebiet für unsern Bedarf, ganz abgesehen von Minenschätzen, als Feld für unsere Kaufleute, Ingenieure, Beamten, hoffentlich auch Lehrer, Instrukteure usw. wäre es uns sehr wichtig. Um so wichtiger, als die Welt nahezu ausgeteilt ist und nach dieser vielleicht keine andere Gelegenheit mehr für uns kommen wird." „Dabei ist das Wichtigste noch vergessen", sagt der Reserveoffizier der Kavallerie, „die Bildung der französischen Kolonial-

armee. Lassen wir Frankreich jetzt in Ruhe ungestört und ohne Entgelt sein ungeheueres afrikanisches Kolonialreich vollenden, so haben wir in zehn Jahren seine schwarzen, braunen und gelben Soldaten am Halse. Kinder kriegt es nicht mehr, aber Schwarze soviel es will." „Die sind auch darnach. Man hört doch, was sie in diesem famosen Kriege hier leisten. Die Senegalen passen sich nicht einmal an das hiesige Klima. Eine eigentliche Soldatendisziplin ist nicht in sie hineinzukriegen, und gehts zum Gefecht, so haben sie, wie Kinder, in den ersten zehn Minuten ihr Pulver verschossen."

„Das beweist nichts. Was man hierher bringt, um gegen den Takel dieser Kaide zu kämpfen, ist natürlich nichts Erlesenes. Trotzdem setzen sie ihre Sache durch. Aber sehen Sie doch die Polizeitruppen an! Sie exerzieren vorzüglich und reiten wie die Teufel. Material ist in Menge da. Und in Algier ist man schon drauf und dran, Araber und Berber zum Dienst zu zwingen. Schon um die französische Entwicklung in dieser Hinsicht kontrollieren zu können, darf Deutschland sich hier nicht herausdrängen lassen."

„Herausdrängen lassen? Es ist ja noch garnicht drin. Wenn es doch käme und Mogador und sein Hinterland mit Beschlag belegte! Die Araber selber würden uns zujubeln."

„Hinterland von Mogador: das heißt Marakesch und seine ungeheuere weite schwer fruchtbare Ebene. Das mit Beschlag belegen, hieße halb Marokko und das Beste von Marokko nehmen, die Streiterei mit Frankreich, den Neid der Großmächte und den schließlichen Krieg mit sehr zweifelhaftem Ausgange sicher machen. Nein, sondern den Sus sollten wir uns irgendwie sichern, mit Agadir als Eingangstor. Das ist etwas ganz Anderes. Sehen Sie auf die Karte. Der hohe Atlas schneidet das Wadi Sus scharf vom übrigen Marokko. Immer hat das Gebiet nur halb oder nur dem Namen nach in den Verband des maurischen Reiches gehört. Die Leute da unten verstehen kaum Arabisch. Sie reden bis heute ihr berberisches Schlöhh. Es ist ein Gebiet, das in jeder Hinsicht von der französischen Interessensphäre leicht abzugrenzen wäre. Es ist nicht zu groß, um Jemanden neidisch zu machen, aber groß genug um für uns sehr wertvoll zu sein, verspricht die für uns so notwendigen Minen, wäre ein Bindeglied nach unseren westafrikanischen Kolonien hinüber und gäbe uns die Möglichkeit, Frankreichs weitere, für uns etwa bedrohliche Schritte in Marokko aus der Nähe wirksam zu kontrollieren. Von »Einverleiben« brauchte nicht die Rede zu sein: wir würden uns genau nach Frankreich und seiner pénétration pacifique richten. Wenn Frankreich »friedlich durchdringt«, dann durchdringen wir auch friedlich, und wenn Frankreich schluckt, dann schlucken wir auch. Ein paar Schiffchen vor Agadir könnten zur Zeit nicht schaden."

So ging es weiter, bis man aufbrach, um nach erwogenen Geschicken sich in die Federn zu erstrecken.

Rudolf Otto

Marokko

Die Arbeit für internationale Verständigung, insbesondere zwischen Deutschland und England, an der auf beiden Seiten des Kanals so viele Vertreter der christlichen Weltanschauung beteiligt sind, wird durch die Krisis in Marokko merkwürdig beleuchtet. Nichts wäre törichter, als jene Arbeit preiszugeben, weil sich einmal wieder Schwierigkeiten zeigen, mit denen ein allgemeines, humanitäres Wohlwollen nicht fertig werden kann. Sollen jene Ideen stark werden, so kann dies nur geschehen im Kampfe mit den widerstrebenden Mächten des Interesses und der Leidenschaft. Die Gelegenheit zu solchem Kampfe ist daher nicht zu beklagen. Wohl aber soll man aus den Erfahrungen der Zeitgeschichte lernen, was zur Klärung und Vertiefung der Friedensbestrebungen dienen kann.

1. Alle pazifistischen und verwandten Bestrebungen sind in Gefahr, das Schiedsgericht als das Universalmittel zu betrachten. Marokko belehrt uns über die Grenzen der internationalen Rechtsprechung. Ein internationales Schiedsgericht setzt wie jedes Gericht eine streitige Rechtsfrage voraus. Es kann, wo diese Voraussetzung gegeben ist, für die Erhaltung des Friedens großen Wert haben, wenn nämlich die Gefahr besteht, daß ein Gegensatz politischer Interessen und nationaler Stimmungen sich an einer streitigen Rechtsfrage entzündet, wie es z. B. in der Schnäbeleaffäre und in Casablanca der Fall war. Aber das ganze Haager System versagt vollständig, wo es sich überhaupt nicht um Rechtsfragen handelt. Rechtsansprüche hat in Marokko Deutschland so wenig wie Frankreich und England. Sondern es besteht ein Gegensatz handelspolitischer Interessen und nationaler Expansionsbedürfnisse. Für beide gibt es nicht rechtliche, sondern nur faktische in der Gegenwirkung der Konkurrenten begründete Schranken. Hier kann kein Gericht Hilfe schaffen. Vielmehr, um die Gefahr der Gewalt in solchem Falle auszuschließen, müßten die konkurrierenden Mächte ein gemeinsames Oberhaupt verehren, wie seinerzeit Portugal und Spanien den Strich respektierten, den Alexander VI. auf dem Globus zog. Da die Souveränität der modernen Staaten dies ausschließt, so kann die Lösung von Konflikten der Interessen nur durch die richtige Schätzung der auf dem Spiele stehenden Werte und die volle Empfindung der ungeheuren Verantwortung gewaltsamen Vorgehens gefunden werden. Hierin müssen die Nationen mit ihren Führern zusammengehen, und die Arbeit für internationale Verständigung hat grade die Aufgabe, das Gefühl der Verantwortung, das heute in den Regierenden aller Kulturstaaten sehr stark ist, in den Nationen zu pflegen und den auf den Frieden gerichteten sittlichen Willen zu stärken.

2. Das in der deutschen Geschichte, wie mir scheint, Neue der gegenwärtigen Situation ist die Entstehung eines Konflikts, der den Frieden bedroht und bei dem doch, zunächst wenigstens, nur Interessen des Handels und der Industrie auf dem Spiele stehen. In England ist man seit den Kriegen mit Holland unter Cromwell und Karl II. an Handelskriege gewöhnt. Bei der Erhebung Europas gegen Napoleon kämpften die Nationen des Kontinents für ihre Unabhängigkeit, England für seinen Handel gegen die Kontinentalsperre. Der Opiumkrieg mit China, der Burenkrieg waren geschäftliche Unternehmungen. Es ist möglich, daß die Entwickelung der deutschen Industrie, welche durch die deutsche Volksvermehrung gefordert und bedingt wird, Deutschland auf denselben Weg drängt. Aber bisher ist uns der Gedanke kaum denkbar, daß die Wehrkraft der Nation aufgeboten werden könnte, um der deutschen Industrie den Zugang zu afrikanischen Erzlagern zu erzwingen oder dem deutschen Handel neue Möglichkeiten des Exports zu verschaffen. Wenn die Engländer hierin anders empfinden, so liegt das an der englischen Wehrverfassung. Wenn eine Nation ihre Kriege mit Söldnern führt, so ist es schließlich — die sittliche Zulässigkeit des Kriegs im Prinzip zugegeben — eine Geldfrage, ob im gegebenen Falle das Aeußerste zu riskieren ist. Der Mangel der allgemeinen Wehrpflicht in England ist die Ursache, weshalb eine wilde chauvinistische Agitation in der Presse in England viel eher ertragen wird als bei uns. Es ist die Aufgabe der Friedensfreunde in England, gegen diese Mächte, welche die Verantwortung für das Schlimmste leichten Herzens auf sich nehmen, das sittliche Gefühl des Volkes aufzurufen, damit die ganze Wucht der Verantwortung von den Nationen ebenso gefühlt werde wie von ihren Herrschern.

3. Bei allen internationalen Konflikten liegen hinter den aktuellen Veranlassungen tiefere und dauernde Gegensätze des Interesses und des Gefühls, durch welche die Verwickelungen des Moments erst gefährlich werden. Gegen Deutschland besteht in Folge seines Aufsteigens durch den Sieg von 1870 eine internationale Antipathie wie gegen Friedrich den Großen nach dem zweiten schlesischen Kriege. Dazu kommt bei den Franzosen ein direktes Verlangen nach Schwächung Deutschlands und bei allen bloß geschäftsmäßig denkenden Engländern eine Sympathie mit diesem Streben, welche durch die Entwickelung der deutschen Industrie verursacht ist.

Diese latenten Gefahren des Weltfriedens werden bleiben, auch wenn die gegenwärtige Krise ihre Lösung gefunden hat.

Darum muß die deutsch-englische Friedensarbeit mit Ernst und Eifer fortgesetzt und das Unheil feindseliger und friedensgefährlicher Volksstimmungen mit den Waffen des Geistes bekämpft werden. Friedrich Curtius

Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Pfarrers Carl Jatho in Köln

Berlin, den 4. August 1911

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Sie haben an mich ein offenes Schreiben gerichtet aus Anlaß der kurzen und verstümmelten Berichte, die über meine am 27. Juli gehaltene Vorlesung (Spruchkollegium und Fall Jatho) in die Tagesblätter gekommen sind. Ich bin in der Lage, einen Teil Ihrer Fragen bez. Zweifel durch den Hinweis auf den „Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger von Berlin" beantworten zu können, in welchem ohne mein Zutun ein ausgezeichnetes, fast einem Stenogramm gleichkommendes Referat über meine Vorlesung soeben erschienen ist (Nr. 32, 4. August).

Mich über das in der Vorlesung Bemerkte hinaus noch weiter zu äußern, habe ich im Allgemeinen keine Veranlassung; aber zwei Punkte in Ihrem Briefe bedürfen einer Richtigstellung. Sie behaupten, daß ich Ihre Christusauffassung nicht nur im Wesentlichen teile, sondern auch als akademischer Lehrer und theologischer Forscher vertrete. Nichts kann unrichtiger sein. Sie schreiben: „Seit Christus kein übernatürliches Wissen mehr hat, kann er uns auch nichts maßgebendes mehr über Gott sagen. Er ist ja selbst ein Gottsucher geworden wie wir, wenn auch einer der erfolgreichsten." Niemals habe ich so gelehrt, und Jeder, der meine Bücher gelesen oder mich als Dozent gehört hat, muß das wissen. Ihre Christusauffassung, die Sie in dem obigen Satze aufs neue formuliert haben, hat sich ganz außerhalb aller geschichtlichen Erkenntnis im Banne des Schattens der Zwei-Naturen-Lehre einerseits und einer philosophisch-ästhetischen Weltbetrachtung andrerseits gebildet. Dieser böse Schatten läßt Ihnen nur das hoffnungslose Dilemma für Jesus übrig: „ein Gott oder ein unmaßgeblicher (wenn auch besonders erfolgreicher) Gottsucher." Sobald Sie aber aus dieser Schattenhöhle heraustreten und ins Freie, d. h. in die Geschichte, blicken würden, würden Sie erkennen, daß Gott uns Lehrer und Propheten gesandt hat und über sie hinaus einen Mann, den nicht wir, sondern Er uns zum Herrn und Christ gemacht hat. Gewiß, Sie haben Recht: die Zwei-Naturen-Lehre ist gänzlich unhaltbar; aber sie kommt doch in der Form einer veralteten Spekulation der geschichtlichen Wahrheit über Jesus Christus näher als Ihr „unmaßgeblicher Gottsucher". Ist denn aber diese Zwei-Naturen-Lehre die ursprüngliche Lehre über Jesus? Nach Ihrem Schreiben scheint es fast so. Aber Sie müssen doch wissen, daß das keineswegs der Fall gewesen ist. Die ursprüngliche Auffassung von Jesus die sich auch mit seinem Selbstzeugnis deckt, ist, daß er der Messias und Herr ist. Eben dieses Glaubensurteil über Jesus habe ich für „unverschiebbar" erklärt; denn in ihm stellt sich die wurzelhafte und gemeinsame Glaubensgrundlage dar, welche die verschiedenen Christologien trägt und erträgt. Daß die Landeskirchen — um sie, und nicht um die Wissenschaft handelt es sich — ihre Lehrer an diese Verkündigung binden: „Jesus unser Herr", geschieht nicht nur von Rechts wegen, sondern ist in der Sache begründet.

Aber die Freiheit der Geistlichen? Nun, auf die Gefahr hin, für einen Reaktionär zu gelten: — es gibt noch etwas Wichtigeres als die Freiheit, das ist die Wahrheit, die Eigenart und die Kraft einer Sache. Erst kommt sie, denn, wenn sie schwindet, schwindet der Kern und nur Hülsen und Worte bleiben übrig; dann erst kommt die Freiheit. Die Wissenschaft freilich kann nicht nur, sondern sie muß unbekümmert um alles Seelenheil forschen und fragen; aber die Kirchen haben nicht nur das Recht, sondern sie haben die Pflicht, die Eigenart und Kraft der christlichen Religion aufrecht zu erhalten, wie sie aus ihrer ursprünglichen Struktur und ihrer gesamten Geschichte hervorgeht, und sie werden dabei von der echten geschichtlichen Wissenschaft unterstützt. Die Behauptung aber, daß es zwischen Bekenntnisbuchstaben und absolutem Subjektivismus für die Kirchen nichts Drittes geben dürfe und könne, läßt sich unschwer widerlegen.

Und nun der Gottesbegriff — ich habe mich in der Vorlesung gehütet, Sie als Monisten oder als Pantheisten zu bezeichnen; ich habe mich überhaupt jeder Bezeichnung enthalten, da ich ganz außer Stand bin, Ihren Bekenntnissen über Gott einen einheitlichen Sinn abzugewinnen. Wohl aber hatte ich die Pflicht, auf Grund einer Reihe Ihrer Aussagen den christlichen Gottesbegriff dagegen in Schutz zu nehmen, daß er nicht mit dem Naturgesetz identifiziert werde; denn diese Behauptung stößt Alles um, was der Christ in seinem Gottesglauben, wie ihn Jesus zur Erkenntnis gebracht hat, besitzt. Auch hier meinen Sie Ihre Position mit der Freiheit der Wissenschaft decken zu können. Um diese Freiheit handelt es sich nicht im geringsten, sondern lediglich um die Frage, ob die Landeskirche Prediger ertragen darf und soll, die zwischen Gott und Welt überhaupt keinen Unterschied machen. Ich rechne Sie nicht zu diesen Predigern, aber ich sehe auch nicht, daß Sie sich scharf von ihnen unterscheiden.

Und nun zum Schluß — wiederholt richten Sie an mich in Ihrem „Offenen Brief" Bitten, ich möge die Freiheit der Wissenschaft nicht gefährden, ich möge keine Maßstäbe aufstellen, die durch meine eigene gesamte Lebensarbeit als illusorisch erwiesen sind usw. Ich kann es Ihnen, hochgeehrter Herr Pfarrer, nicht ersparen — ich empfinde diese Bitten als völlig unmotiviert und unberechtigt. Sie entspringen einer Verwechselung der Bedürfnisse der Wissenschaft und der Bedürfnisse der Landeskirche, die sich durch Ihren ganzen Brief zieht. Jeder Pfarrer soll gewiß frei und offen sagen, was er erlebt und erkannt hat; aber nicht jeder Pfarrer kann verlangen, daß die Landeskirche ihn unter allen Umständen erträgt. Wie ich es trotz schwerer Bedenken versucht habe, Ihrem Wirken als Prediger in der Landeskirche gerecht zu werden, das habe ich in meiner Vorlesung zum Ausdruck gebracht.

In vorzüglicher Hochschätzung Ew. Hochehrwürden
ergebenster
D. Adolf Harnack

Verschiedenes

West-Marokko deutsch! Von Heinrich Claß. Mit einer farbigen Karte Marokkos. München, J. F. Lehmann 1911. 50 Seiten. 50 Pfg.

Ottos Tagebuchblätter aus Marokko sind durch den Gang der Politik ungeheuer „aktuell" geworden. Wir Leser der Christlichen Welt sind durch diese religiösen und kulturellen Studien trefflich vorbereitet, um nun auch dem politischen Schicksal Marokkos das wärmste Interesse entgegenzubringen. Vorliegende Broschüre möchte unser Interesse in der Richtung festlegen, daß West-Marokko deutsch werden soll; und zwar soll es als Siedelungsgebiet für den Bevölkerungsüberschuß Deutschlands zubereitet und ausgebaut werden. Den Gedanken, Deutschland auf den Weg der „Kompensation" mit Französisch-Kongo abzufinden, weist Claß energisch zurück: wir brauchen und wollen keine tropische Kolonie, die vielleicht ein Gegenstand großkapitalistischer Ausbeutung, niemals aber zur Ansiedelung unseres Volksüberflusses benutzt werden kann. Johannes Kübel

Dürer und die Reformation. Von E. Heidrich. Leipzig, Klinkhardt und Biermann 1909. 2, gebunden 2,75 Mk.

Man ist gewöhnt, in den prächtigen Apostelbildern, die Albrecht Dürer im Jahre 1526 dem Rate zu Nürnberg verehrte, nicht nur eine seiner höchsten künstlerischen Leistungen, sondern auch ein inneres Bekenntnis religiösen Glaubens zu sehen. Aber die bisherige protestantische Beweisführung, die namentlich seit Zucker darin den Protest des lutherischen Standpunktes gegen den alten Glauben erblicken wollte, ist zu einseitig und berücksichtigt zu wenig den organischen Zusammenhang der Bildtafeln mit den Unterschriften und mit den Ideen der Zeit. Gestützt auf eine umfassende Kenntnis der als Begleiterscheinungen des lutherischen Protestes aufgetretenen Bewegungen und ausgerüstet mit den strengen Waffen historischer Kritik, weist der Verfasser zwingend nach, daß die Bilder Dürers und seine warnenden Worte sich in erster Linie gegen die Umtriebe der Schwärmer richten, die in Hans Denk und den „drei gottlosen Malern" so scharf hervorgetreten und im Jahre 1525 vom Rat verurteilt worden waren. Gegen die alte Kirche im Jahre 1526 in Nürnberg Stellung zu nehmen, wäre

umso unnützer gewesen, da der Rat schon ein Jahr vorher zum Protestantismus übergetreten war. Wohl aber hatte Dürer Grund, seine auf der Kraft des lutherischen Gedankens basierende Stellung zu präzisieren. Denn einmal wurden die „drei gottlosen Maler" doch wenigstens mit seiner Kunst in Beziehung gebracht, und dann war gerade Dürer frühzeitig mit Zwingli und dessen Lehren, die man mit denen der Schwarmgeister verband, bekannt und befreundet worden. Aber nicht aus der persönlichen Gefahr, sondern aus der Tiefe inneren religiösen Erlebens und dem Glauben an die Pflicht der Obrigkeit, den Verführern zu steuern, entstanden diese Bekenntnistafeln. Das wird gerade auch im Gegensatz zu den aus persönlicher Verärgerung hervorgegangenen Angriffen Pirkheimers auf die oft zu weitgehenden Prediger Osiander und Sleupner klar. Wenn Dürer auch in diesem Kampf auf Seiten Pirkheimers gegen die lutherischen Prediger stand, so hat das für die Entstehung der Bilder nur sekundäre Bedeutung neben der nicht unbegründeten Furcht, daß durch die Schwarmgeister die großen Errungenschaften der Reformation gefährdet sein könnten. In dieser Anschauung ging Dürer den gleichen Weg wie der Reformator selbst. Der innere Zusammenhang zwischen den beiden großen Männern ergibt sich auch daraus, daß die Apostelbilder die Wiederaufnahme und Neubelebung des altchristlichen Vorwurfes der bildenden Kunst darstellen, wie im Luthertum die Wiedererweckung der ethisch-religiösen Begriffe der christlichen Kultur zu finden ist.

In knapper Form behandelt der Verfasser den bedeutenden Stoff, und man darf sich über die Prägnanz des Ausdruckes ebenso wie über die Tiefe der in lebendiger Sprache und Anschaulichkeit vorgetragenen Gedanken freuen. Die richtige Deutung der Bilder Dürers und seiner religiösen Stellung ist mit diesem Buch für alle Zeiten festgelegt.

Valentin Scherer

Schriften über Kirche und Staat.*) Die Volksschulnovelle und der Evangelische Pfarrerstand. Von G. Herzog. 56 S. 50 Pfg. (Als Manuskript gedruckt, in Kommissions-Verlag Ungeheuer und Ulmer, Ludwigsburg 1908.) Der Kirchenzwang in Elsaß-Lothringen von einem Elsässischen Freidenker (der getrost hätte seinen Namen nennen können!). Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1909. 24 S. 40 Pfg. Ipsen, Gotteslästerung und Beschimpfung der Religionsgesellschaften. Hamburg, G. Schloeßmann 1909. 36 S. 60 Pfg. Gröger, Staat und Kirche, ein Vortrag. Leipzig, Dieterich 1909. 37 S. 50 Pfg.

Das Nachdenken über dies Thema hört nicht auf. Ist es ein Zeichen, daß die herrschende Lage unbefriedigend oder gar unerträglich ist? Ein erstes Anfangen naher Veränderungen und Umwälzungen? Wir wissen es nicht. Doch scheint uns ein Fortschritt in der Behandlung des Themas darin zu liegen, daß es mehr und mehr in Einzelfragen zerspalten wird, wie die Regelung des Verhältnisses beider Größen in der Volksschule, um die in Württemberg so wacker und friedfertig gerungen ist, oder der Kirchenzwang, der staatliche Zwang zur Teilnahme an rein kirchlichen Veranstaltungen wie er in Elsaß-Lothringen noch besteht, oder der § 166 des Reichsstrafgesetzbuches, oder der Ausbau der Selbstverwaltung innerhalb der Kirchenkörper und ähnliche Reformen.

In die hinter diesen einzelnen Gegenwartsnöten liegenden geschichtlichen und grundsätzlichen Fragen führen drei weitere Schriften. Zunächst: Heinrich Weinel, Die Stellung des Urchristentums zum Staat. Antrittsrede, gehalten am 1. Juni 1907. (Tübingen, J. C. B. Mohr 1908. 63 S., geheftet 1,50 Mk.) Weinel betont sehr stark den Gegensatz des ältesten christlichen Empfindens gegen den Staat und die von ihm geschützten Menschenwerte Ehre, Eigentum, Leben. — Walter Köhler zeigt in dem Vortrag: Katholizismus und moderner Staat (Tübingen, J. C. B. Mohr 1908. 43 S. 1 Mk.) mit geschichtlicher und prinzipieller Beweisführung, daß es zwischen diesen beiden Größen immer nur einen modus vivendi, nicht aber eine Anpassung der einen an die andere geben kann. — Wilhelm Kahl hat in einer Rektoratsrede: Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche (Sonderabdruck aus der Internationalen Wochenschrift, herausgegeben von Paul Hinneberg, vom 24. Oktober 1908) seine in früheren Schriften ausführlich begründete Stellung zur Frage temperamentvoll ausgesprochen. Er bleibt auch nach dem Vorgange der französischen Republik Gegner der Trennung und glaubt, im System der staatlichen Kirchenhoheit die beste, den berechtigten Ansprüchen beider Seiten genügende Lösung des Problems finden zu dürfen.

Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Von der deutschen Kongo-Korrespondenz ist nun schon Nr. 9 erschienen. Mitglieder der Deutschen Kongo-Liga erhalten sie zugeschickt. Ihr Vorstand (Ausschuß) besteht jetzt aus den Herren v. Bornhaupt, Bohsen, Anton, Deuß, Schreiber, Westermann. Geschäftsstelle Berlin SW 48 Wilhelmstraße 29.

Wir registrieren weiter, was uns an Jatho-Literatur zugeht. 1. Zur religiösen Not des Tages. Zwei Predigten, herausgegeben als gemeinsames Zeugnis zum Fall Jatho von D. Foerster und Lic. Lueken, Pfarrern der deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. Reitz und Koehler. 14 S. 40 Pfg. — 2. Der Kölner Kirchenstreit. Pfarrer Jathos Amtsentsetzung im Lichte der öffentlichen Meinung. Nach den Quellen zusammengestellt von Dr. G. von Rohden, Konsistorialrat in Berlin. Berlin, Martin Warneck. 132 S. 1,50 Mk. Die Schrift gibt sich nicht als Streitschrift, sondern als „objektive Darlegung des gesamten Verlaufs." Der Verfasser, Freund des Spruchgerichts, ist für diese Aufgabe sicher besonders qualifiziert, nicht nur durch guten Willen. Aber der Zeitpunkt ist noch zu früh, als daß von irgend einer Seite ein rein sachlicher „authentischer" Bericht (so die Anzeige des Verlags) schon möglich wäre. Nicht einmal die ernstere Presse hat ihr Urteil schon abgeschlossen, und noch immer erfolgen wichtige Erklärungen von allerlei Instanzen. Auf die Presse ist besondere Aufmerksamkeit verwandt; aber ich kann nicht finden, daß die Gesamthaltung der Christlichen Welt aus dem Buche richtig zu erkennen wäre. S. 56 ist ihr ein sehr kräftiges Zitat zugeschrieben, das mich ganz fremd anmutet, jedenfalls in Nr. 5 nicht steht. Das Buch stammt von einem Mitglied der Kirchenbehörde, aber für das Protokoll der Verhandlungen vom 23. 24. Juli kann es uns leider nicht entschädigen. — 3. Schian in der Chronik des August-Heftes seiner Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch", — 4. Kübel in der August-Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" behandeln den Fall und seine Bedeutung. — 5. Am 27. Juli sprach Harnack im Kolleg über den Prozeß Jatho. Einen Bericht darüber enthält der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger von Berlin Nr. 32 vom 3. August. — 6. In der Kölnischen Zeitung Nr. 857 vom 3. August, erste Morgenausgabe erschien von Jatho ein Offener Brief an Harnack. Die besseren Tagesblätter haben ihn abgedruckt. Die Antwort Harnacks findet sich in unsrer heutigen Nummer.

Zu der heutigen Nummer noch dies. Ihr Inhalt hat sich ganz unabsichtlich zusammengefügt. Insbesondere bemerken wir zu dem Bericht aus Tanger, daß es sich da um keine Niederschrift nach den Ereignissen handelt, sondern daß das Gespräch so geführt wurde, wie es da steht, längst ehe das deutsche Kriegsschiff nach Agadir in See ging.

R

*) Die Anzeige ist durch Schuld der Redaktion veraltet. Einige Hinweise sind aber doch vielleicht noch manchem Leser willkommen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Cand. W. Loew Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 23. August 1/24 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die Persönlichkeit Gottes.

Versammlungskalender

20.—24. August	Reformierter Bund Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Upsala
18. Sept.—15. Okt.	Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter Hamburg
23.—25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf Vereins Frankfurt
25.—28. „	Kongreß für Innere Mission Stettin
2.— 3. Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag Hannover
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt Goslar
5.— 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 31. Evangelisch-sozialer Kongreß — Verein für religiöse Erziehung — Kirchlich-sozialer Kongreß (Schluß) — Deutsch-österreichischer Protestantentag (Schluß) — Und die Professoren?? — Verschiedenes: Deutscher Evangelischer Volksbund; Ziviltaufe; Pfarrer und Landrat; Fall Heydorn; Mehr Herzensroheit; Calvinfonds; Kolonialregierung und Islam; Feuerbestattung

Einen lieben **Sonntagsjungen** durften froh begrüßen

Thalbürgel, den 30. Juli 1911

Hans und **Else von Lüpke**

Die glückliche Geburt eines Sohnes zeigen wir ergebenst an. Er soll **Dietmar** heißen.

Holzhausen auf der Haide, 29. Juli 1911

Pfarrer **Martin Schmidt** und **Frau Lili geb. Knodt**

Ich suche zu meiner Unterstützung im Haushalt und bei der Pflege meiner Kinder ein nicht zu junges, **gebildetes Mädchen** bis spätestens 1. Oktober gegen Familienanschluß und Taschengeld.

Frau Pfarrer Philippi, Wiesbaden, an der Ringkirche 3.

Wo können **zwei Kinder** aus guter Familie im Alter von $1^1/_2$ und 5 Jahren für 6—8 Monate bei sorgfältiger Pflege untergebracht werden? Angebote mit Preisangabe erbitte unter **I. L. R.** an den Verlag.

Dame, 40, heiter, gesund, in Haushalt, Kranken- und Kinderpflege erfahren, vorzügliche Referenzen, sucht Stellung vom 1. Oktober oder später, am liebsten einzelner Dame. Näheres durch **Frau Forstmeister Gerding, Göttingen.**

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Gesellschaft „Evangelische Fürsorgeheime“ (G. m. b. H.) Gummersbach, Rheinland

Wir suchen zum **15. September**, spätestens **1. Oktober d. J.** einen **ordinierten Hilfsgeistlichen**, der in erster Linie unsern Vorsitzenden in seiner pfarramtlichen Tätigkeit zu vertreten hätte, aber auch in den beiden Fürsorgeheimen mit tätig sein müßte.
Anfangsgehalt 2400 Mk., Wohnungsgeld 600 Mk.
Meldungen mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf baldmöglichst erbeten an den Unterzeichneten.

Das Kuratorium:
I. A. H. Rühle, Pfarrer
Vorsitzender

Sofort. Vikar für **Pilsen** gesucht. Gebildete übersichtliche Stadtgemeinde. Landschaftlich schöne Diaspora (Böhmerwald). Gehalt 2000 Mk.
Ernst Nack, Pfarrer. **Deutsch-evangelisches Pfarramt**

Liberaler Hülfsprediger sucht für sofort **selbständige Stellung.** Angebote mit Gehaltsangabe durch die Geschäftsstelle unter **D. K.** erbeten.

Gebildetes junges Mädchen, das kochen kann und sich gern mit Kindern beschäftigt, Ende August als **Stütze im Haushalt** gesucht.
Pfarrer Kramm, Bernkastel a. d. Mosel

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart
Lebens-Unfall Haftpflicht-Versicherung
Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800 000 Versicherungen.
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 7. Programm der 26. Jahresversammlung in Bern — Das Christentum in Ostasien. Von Missions-Inspektor Witte — Groß ist die Diana der Epheser. Von Pastor Schmidt — Aus der Mission der Gegenwart — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Literatur — Mitteilung

---

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 32. Konfirmationspraxis und Apostolikum — Clemen, Oberkirchenrat und Apostolikum — Freytag, Clerus minor? — Aus Preußen: Erklärungen zum Falle Jatho; Gottesdienststörung oder berechtigter Protest? Rogge-Spende — Mancherlei

---

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Soeben erschien:
Von **Schultze-Naumburg Kulturarbeiten Band 5:**

Kleinbürgerhäuser

in 2. bedeutend vermehrter Auflage
Mit 150 Abbildungen. Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50
Herausgegeben vom Kunstwart

Urteile über die erste Auflage:
„... Möge das preiswerte Büchlein recht viele Freunde finden, vor allem auch unter denen, die derartige Bauaufträge zu vergeben und auszuführen haben.“ (Gartenstadt)
„... So wünscht man ihr von Herzen eine weite Verbreitung.“ (Hilfe)

Eigner Verlag der Ortsgruppe Hamburg des Vereins für Deutsche Friedensarbeit in der Nordmark — Vertrieb durch die Buchhandlung Reinhard Müller, Hamburg 21

Zum Streit um die Nordmark

Zweite Hamburger Versammlung
am 8. Mai 1911
einberufen von der Ortsgruppe Hamburg des Vereins für Deutsche Friedensarbeit in der Nordmark.
Reden von P. **Vogel**, P. **Schmidt**, Prof. **Rade** nebst Berichten über die Diskussion. 40 Seiten, 60 Pfennige.

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe**, Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg**, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf**, und **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Religion in Geschichte und Gegenwart

Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung
Unter Mitwirkung von
Hermann Gunkel und **Otto Scheel**
herausgegeben von
Friedrich Michael Schiele und **Leopold Zscharnack**
5 Bände Lexikon-Oktav

Band I: A—Deutschland
XVI. 2128 Spalten. Mit 39 Abbildungen und 6 Tafeln. 1909. Mk. 23.—, in Halbfranz geb. Mk. 26.—

Band II: Deutschmann—Hessen
XII. 2194 Spalten. Mit 4 Abbildungen und 6 Tafeln. 1910. Mk. 23.—, in Halbfranz geb. Mk. 26.—

Ein neuer dritter Band ist gegenwärtig bis zu dem Artikel Jesus Christus gediehen. Die Verlagsbuchhandlung ließ uns von diesem Artikel einen Sonderabdruck zugehen. Professor Heitmüller gibt in den 66 Lexikonspalten eine Zusammenfassung des gegenwärtigen Standes der Leben-Jesu-Forschung eine Hervorhebung einzelner besonders schwerwiegender, immer noch schwebender Fragen (Selbstbewußtsein, Messianität Jesu usw.), sowie eine gedrängte Darstellung der Wirksamkeit und religiösen Persönlichkeit Jesu: Eine von modernem Geist und wissenschaftlichem Wahrheitssinn, aber auch von religiöser Wärme beeinflußte Arbeit. Entschieden setzt Heitmüller seine Position fest, wo eine minutiös und behutsam prüfende Wissenschaft die Fundamente gelegt hat; vorsichtig läßt er Fragen offen, besonders in der neutestamentlichen Kritik, die vor der Hand offen bleiben müssen; energisch weist er aber unberechtigte Prätensionen und vage Hypothesen einer theologisch längst überwundenen, wenn auch noch immer in ihren Resultaten im Gemeindegeist fortlebenden Bibelwissenschaft ab. — An Heitmüller anschließend führt der Kieler Theologe Otto Baumgarten den Leser durch den üppig blühenden Garten der Leben-Jesu-Literatur des vergangenen Jahrhunderts, einer Literatur, die ja in Angriffen auf die Geschichtlichkeit der Person Jesu in der Gegenwart die merkwürdigste, aber auch fruchtbarste Phase durchlebt. Was an Jesus-Literatur bis heute geschrieben ist, findet eine klare und gerechte, selbst das Extremste in seinem guten Kern anerkennende Beurteilung. Es wird für den Laien wie nicht weniger für den Fachtheologen eine Freude sein, sich diesem sachkundigen Führer anzuvertrauen.
Unterhaltungsbeilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Nr. 107 1911

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 387 250 060 M. Vermögensbestand 141 995 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg